# Friedrich von der Trenck.

Historischer Roman

von

A. von L.

Dritter Band.



Celle.
Verlag der Schulze'schen Buchhandlung.
1860.

Druck von August Grimpe in Hannover.

## Erstes Kapitel.

Als Trenck von seiner schweren Krankheit genesen war, dachte er sogleich wieder alles Ernstes daran, auf eine oder die andere Weise seine Freiheit zu erringen. Dazu war nun vor allen Dingen die Erlangung neuen Geldes erforderlich, denn die kleineren Summen, die er hier und da in seinem Gefängnisse versteckt gehabt hatte, waren nach und nach ausgegeben, theils um sich Freundschaft und guten Willen zur Gewährung kleiner Erleichterungen zu erhalten, theils um sich heimlich Erquickungen zu verschaffen, die jederzeit mit Geld aufgewogen werden mußten. Zwar besaß er noch vierzig Louisd'or, aber sie waren unter dem Fußboden versteckt und zu diesem Gelde zu gelangen war in seiner jetzigen Lage mit gesteigerten Schwierigkeiten verbunden.

Aber selbst wenn er diese vierzig Louisd'or in Händen gehabt hätte, so würden sie zur Bewirkung der Flucht nicht weit gereicht haben. Er dachte deshalb daran, auch auf anderem Wege für die Wiedererlangung seiner Freiheit thätig zu sein, und benutzte dazu begierig eine Gelegenheit, die ihm sehr günstig zu sein schien.

Der Lieutenant Sonntag nämlich, dessen Freundschaft er, wie wir früher erwähnten, erworben hatte, der ihm so manchen Dienst leistete, und auf dessen Treue er bauen durfte, war schon ein Mann bei Jahren, überdies aber brustkrank und mußte daher als invalide seinen Abschied nehmen. Trenck gab ihm nun Reisegeld, schickte ihn mit mehreren Empfehlungsbriefen nach Wien, und gab ihm auf die Verwaltungs-Commission seiner Güter eine Anweisung, wonach ihm aus der Trenck'schen Kasse eine lebenslängliche jährliche Pension von vierhundert Gulden gezahlt werden sollte.

Trenck beauftragte ihn, bei der Kaiserin Maria Theresia eine Audienz nachzusuchen, und wenn er diese, wie zu erwarten stand, erlangte, der Monarchin eine treue, also ergreifende Schilderung von Trenck's Lage zu machen, und sie um ihre Vermittelung zur

Freilassung eines noch in ihrem Dienste stehenden Offiziers zu bitten.

Sonntag nahm außer der Anweisung auf die Pension für sich selbst noch eine zweite Anweisung auf viertausend Gulden mit, welche ihm durch die Trenck'schen Administratoren, den Hofrath von Kempf und den Hofrath von Hüttner, ausgezahlt werden sollte. Dieses Geld war nach dem Auftrage Trenck's über Hamburg an den Hauptmann von Knoblauch zu senden, und durch diesen würde es dann sicher in Trenck's Hände gelangt sein.

Allein der Lieutenant Sonntag überzeugte sich bald, daß Trenck in Wien mehr Feinde als Freunde hatte, und daß es Viele gab, die seine Rückkehr nur sehr ungern gesehen haben würden. Denn man hatte ihn bereits als einen Lebendig-Todten betrachtet, dem man niemals Rechenschaft über die Verwaltung seines Vermögens zu geben haben würde. Weit entfernt daher, durch seine Empfehlungen zu einer Audienz bei der Kaiserin zu gelangen, wurde Sonntag vielmehr unter dem Vorwande, er sei ein preußischer Spion, eingekerkert, längere Zeit bei harter Behandlung in Haft ge-

halten, und dann mit einem Reisegelde von hundert Gulden über die Grenze gewiesen.

Trenck hoffte also vergeblich, aus dieser Quelle Geld zu erlangen. Dagegen aber wurde ihm von anderer Seite Hülfe. Es war nämlich der Prinzeß Amalie nach zahllosen vergeblichen Versuchen gelungen, einen treuen Boten zu finden, und dieser wurde durch den gewonnenen Offizier der Wache zu Trenck selbst in das Gefängniß geführt, dem er nebst manchem Worte des Trostes und der Hoffnung sechshundert Dukaten brachte.

Kaum hatte Trenck dies Geld erhalten, als der arme Sonntag ihm durch den Hauptmann von Knoblauch mittheilen ließ, daß er nach zahlreichen Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen, zu Fuß in Berlin angekommen sei und sich hier, gefährlich erkrankt und von Noth bedrängt, heimlich bei seinem Bruder aufhalte. Trenck, der sich der zahlreichen Dienste erinnerte, welche er dem armen Sonntag verdankte, verleugnete auch hier seine gewöhnliche Großmuth und Freigebigkeit nicht, sondern schickte von dem kaum empfangenen Gelde hundert Dukaten an Sonntag, so daß der alte, kranke

Mann bis zu seinem ein Jahr darauf erfolgenden Tode gegen Nahrungssorgen gesichert war.

Da Trenck aus den durch Sonntag erhaltenen Mittheilungen ersah, daß er auf Wien keine Hoffnungen stützen dürfe, entwarf er allerhand abenteuerliche Pläne, durch List, Gewalt oder Verrath sich aus dem Kerker zu befreien, da zeigte sich ihm ein Hoffnungsstrahl, durch unerwartete Hülfe von Außen sein Ziel zu erreichen, denn die französische Armee kam Magdeburg bis auf fünf Meilen nahe, und da die Garnison, die zu vollständiger und regelrechter Vertheidigung etwa funfzehntausend Mann erfordert hätte, kaum eben so viele Hundert zählte, würde es den Franzosen durch einen raschen und herzhaften Angriff gewiß leicht gewesen sein, diese wichtigste Festung der ganzen preußischen Monarchie, diesen Haupt-Stützpunkt Friedrichs des Großen, zu erobern. Aber Trenck's Hoffnung sollte sich nicht erfüllen, er sollte die Macht des Verrathes, auf den er selbst sann, von anderer Seite in der Rückwirkung auf sich erfahren, denn — wie er durch einen ihm befreundeten Offizier vernahm — es verließen in der Nacht drei mit Geld schwer beladene Wagen heimlich die Thore Magdeburgs und schlugen,

beinahe ohne alle Bedeckung, die Richtung ein, in welcher die Franzosen standen. Ein unglücklicher Zufall ließ diese Geldwagen in die Hände des französischen Feldherrn fallen, und — die Franzosen schlugen eine andere Richtung ein, indem sie Magdeburg seitwärts liegen ließen, da der kommandirende General der Franzosen die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Magdeburg zu gut verwahrt sei, um anders, als durch eine regelrechte Belagerung eingenommen werden zu können. Diese zu unternehmen fehlte es ihm aber an allen erforderlichen Mitteln.

Trenck gerieth durch diese abermalige Täuschung außer sich, und verfiel dadurch auf einen Gedanken, der nur in dem Hirn eines solchen Tollkopfes, wie er von Jugend auf gewesen war, entspringen konnte. Viel trug dazu auch der Umstand bei, daß er an jeder fremden Hülfe verzweifelte, denn aus den Zeitungen, die seine gefälligen Freunde ihm zusteckten, ersah er mit tiefem Schmerze, daß die Gräfin Bestuscheff, die sich ihm immer als treue Freundin bewährt hatte, durch die Intriguen ihrer Feinde gestürzt und sammt ihrem Gemahl, dem bis dahin allmächtigen Kanzler, nach Sibirien verbannt war.

Noch blieb ihm allerdings die Prinzeß Amalie, aber dieser Unglücklichen, die gern Alles für den Mann ihrer schwärmerischen Jugendliebe geopfert haben würde, waren durch die Wachsamkeit ihres Bruders, der selbst durch die zahlreichen Wechselfälle des siebenjährigen Krieges von Berlin fern gehalten wurde, die Hände auf jede Weise so sehr gebunden, daß sie ihm nur durch Geld, und auch das nur auf den schwierigsten Schleichwegen, helfen konnte, nicht aber durch ihren Einfluß, oder dies wenigstens nur ganz in's Geheim und durch die dritte, vierte Hand.

So sah sich denn Trenck ganz auf sich selbst, auf die Hülfsmittel seines Geistes und seines Muthes, ja, seiner Tollkühnheit, verwiesen, und er, der die Hoffnung selbst in den verzweifeltesten Augenblicken nie ganz verloren hatte, hoffte beinahe mit Zuversicht, daß es ihm gelingen würde, sich, wie einst in Glatz, so auch jetzt in Magdeburg, in Freiheit zu setzen.

Was er beabsichtigte war nichts Geringeres, als — sich durch Verrätherei, und zwar zum Theil durch die Mitwirkung der preußischen Garnisontruppen selbst, zum Herrn von Magdeburg zu machen.

Wir haben Trenck bisher als einen Feuergeist, einen Tollkopf, kennen gelernt, dabei aber doch auch gesehen, daß er mit richtiger Würdigung der Gefahren und ruhiger Prüfung aller Verhältnisse seine Pläne anzulegen und durchzuführen wußte, und daß das Scheitern derselben meistens im entscheidenden Augenblicke durch unvorhergesehene Ereignisse herbeigeführt wurde, die ganz außerhalb seiner Berechnung lagen. Auch diesmal war seine Absicht keineswegs so wahnsinnig und unausführbar, wie es auf den ersten Anblick scheinen muß.

Die ganze Garnison bestand, wie erwähnt, aus nicht mehr als etwa funfzehnhundert Köpfen; ein großer Theil derselben war natürlich auf den verschiedenen Wachen und Posten vertheilt, die noch überdies nur sehr schwach besetzt werden konnten. Den größten Theil der Garnison bildete die Landmiliz, etwa neunhundert Mann, und diese, welche man nicht viel besser wie halbe Soldaten betrachten konnte, war im Ganzen sehr unzufrieden. Außerdem gab es aber damals in der preußischen Armee überall zahlreiche Ausländer, die gern zum Verrathe bereit waren, wenn der Vortheil, der sich ihnen

dadurch bot, im Verhältniß zu der Gefahr stand, der sie sich aussetzten.

Auf die Kenntniß aller dieser Umstände bildete Trenck seinen Plan, der keineswegs unausführbar war. Ohne seine Absichten den meisten klar zu offenbaren, hatte er doch bald seine Vorkehrungen getroffen, daß er viele Mannschaften und unter diesen sogar mehrere Offiziere und Unteroffiziere so ganz für sich gewonnen, um gewiß zu sein, sie würden ihm augenblicklich zu jeder Unternehmung folgen, bei der er sich als Führer an ihre Spitze setzte.

Es waren nicht nur zwei Lieutenants, sondern sogar zwei Majors, ganz entschieden auf seiner Seite. Die Wache der Sternschanze war nur funfzehn Mann stark, und unter diesen waren jederzeit einige der gewonnenen Leute; vor der Sternschanze lag das Stadtthor, dessen Wache nur aus einem Unteroffizier und zwölf Mann bestand, und ganz in der Nähe dieses Thores lagen die Kasematten, in welchen siebentausend Kroaten als Kriegsgefangene eingesperrt waren. Auf diese zählte Trenck für das Gelingen seines Unternehmens ganz besonders, beinahe noch mehr aber auf weitere neun=

tausend Mann Kriegsgefangene aller Waffengattungen, die an mehreren Orten, zum Theil auch in der Stadt, vertheilt waren. Die Kroaten waren aber die Nächsten. Deshalb hatte er sich auch mit einem kriegsgefangenen Hauptmann, Baron K . . . y in Verbindung zu setzen gewußt. Durch dessen Vermittelung wurden die Kroaten auf das, was sich vorbereitete, aufmerksam gemacht, um im entscheidenden Augenblicke zur Hand und auf das gefaßt zu sein, was sie zu thun hatten. Hauptmann von K . . . y, der mit der größten Freude auf das Complott einging, durch dessen Gelingen er selbst bei seiner Kaiserin einer glänzenden Belohnung gewiß sein konnte, versprach an dem zur Ausführung bestimmten Tage in einem Hause, ganz nahe der Thorwache und der Kasematte, mit mehreren Verschworenen bereit zu sein, um Trenck sogleich zu unterstützen, und in einem andern, unfern gelegenen Hause wurden Gewehre und scharfe Patronen versteckt gehalten, mit denen die befreiten Gefangenen sofort bewaffnet werden sollten.

Der Plan sollte dann im letzten Augenblicke auf folgende Weise ausgeführt werden.

An dem zu wählenden Tage wäre der wacht=

habende Offizier mit den beiden, vor Trenck's Thür stehenden Schildwachen — wenn diese nämlich zufällig nicht zu den Eingeweihten gehört hätten — in das Gefängniß gekommen und hätte ihnen befohlen, dessen Bett hinauszutragen. Während sie damit zu thun hatten, wäre dann Trenck rasch hinausgesprungen, hätte die Thür zugeworfen und die beiden Soldaten in seinem eigenen Kerker eingeschlossen. Dann hätte er sich rasch in die für ihn bereit gehaltenen Kleider geworfen, die ebenfalls bereit gehaltenen Waffen ergriffen, und mit Hülfe der gewonnenen Mannschaft die Sternwache überwältigt, wobei auf Schreck und Ueberraschung als mächtige Bundesgenossen zu rechnen war, wenn der Zufall, der sich nicht unbedingt leiten ließ, es wollte, daß nicht die ganze Wache aus bestochenen Leuten bestand.

War dies erste Werk gethan, dann mußte die Ueberwältigung und Entwaffnung der schwachen Thorwache leicht erscheinen, und von dort wäre Trenck nach der Kasematte geeilt, hätte die Thür derselben im Fall der Noth gewaltsam gesprengt, und die Kroaten als Trenck aufgefordert, ihm zu folgen, die Waffen zu ergreifen und die feindliche Festung

für ihre Kaiserin zu erobern. Die Wirkung seines Namens war um so sicherer anzunehmen, da der Hauptmann K . . . y schon die Einflußreichsten oder Tüchtigsten unter den Gefangenen in Kenntniß gesetzt hatte, wie wir bereits erwähnten.

Während dies hier geschah, sollten auch auf andern Punkten der Stadt die in die Verschwörung verwickelten Freunde Trenck's losbrechen, sobald sie durch aufgestellte Späher von dem gelungenen Anfange unterrichtet wären.

Wenn man bedenkt, wie furchtbar und entnervend der panische Schrecken selbst auf die tapfersten und krieggewohntesten Truppen zu wirken pflegt; wenn man bedenkt, daß nur funfzehnhundert Mann, noch überdies nur mangelhaft disciplinirt, unzufrieden, und zum Theil sogar bestochen, sechzehntausend gefangene Feinde gegen sich hatten, die zwar im ersten Augenblicke waffenlos waren, aber begeistert durch die Hoffnung auf Freiheit, auf Erlösung aus einer harten Lage; wenn man bedenkt, daß auch in den Händen der befreiten Gefangenen schon nach kurzer Zeit eine zahlreiche Menge Gewehre sich befinden mußten; wenn man bedenkt, was in einem solchen Augenblicke die Ueberraschung, der Mangel eines

Planes und der Führer vermag; — wenn man dies Alles bedenkt, dann muß man gestehen, daß der Plan eben so kühn entworfen als klug berechnet zu sein schien, und daß Trenck sich, ohne des Wahnsinns beschuldigt werden zu dürfen, der Hoffnung überlassen konnte, Magdeburg, die für unüberwindlich gehaltene Feste, in welcher sich die Hauptmagazine der ganzen preußischen Armee, die königliche Schatzkammer, ein wohlgefülltes Zeughaus und zahlreiche wichtige Dokumente befanden, in seine Gewalt zu bekommen. Und wäre ihm das verwegene Unternehmen gelungen, dann durfte er wohl ferner hoffen, mit Hülfe der sechzehntausend befreiten Kriegsgefangenen das starke Magdeburg gegen alle Angriffe Friedrichs des Großen siegreich zu vertheidigen.

Uebrigens war die ohnehin so schwache Garnison während des Sommers aus dem Grunde noch bedeutend schwächer, als wir es oben angaben, weil es bei den Feldarbeiten ringsum an Händen fehlte, und die Bauern deshalb den Kapitäns für die Beurlaubung eines Mannes täglich eine hübsche Summe zahlten und außerdem noch die Beurlaubten gut verpflegten, der Kommandant aber, der jetzt

keinen Feind in der Nähe wußte, diesen Unterschleif um so mehr übersah, da der Landbau in der That die Arbeitskräfte zur höchsten Nothdurft brauchte.

Da nun aber Trenck zu dem Gelingen seines Planes einer größern Summe bedurfte, als die war, über welche er im Augenblick zu verfügen hatte, und er sich Geld nur aus Wien und aus seiner eigenen Kasse zu verschaffen wußte, gehörte es mit zu seinen Vorbereitungen, daß der von ihm gewonnene Lieutenant G*** Urlaub nahm, unter dem Vorwande, seine in Braunschweig lebenden Eltern zu besuchen, in der That aber, um heimlich nach Wien zu reisen und dort die Aufträge Trenck's zu besorgen. Dieser gab ihm das erforderliche Reisegeld, und trotz der Wirren des Krieges gelangte G*** glücklich nach Wien. Er gab den Curatoren der Trenck'schen Güter, den Hofräthen von Kempf und von Hüttner, das von Trenck empfangene Empfehlungsschreiben, durch welches die Herren angewiesen wurden, dem Ueberbringer, der ihnen weitere Mittheilungen von der allerhöchsten Wichtigkeit mündlich machen würde, aus der Verwaltungskasse zweitausend Dukaten zu zahlen.

G*** setzte nun auseinander, wie Trenck mit

dieser Summe nicht nur seine Freiheit zu erlangen, sondern auch die Festung Magdeburg in seine Gewalt zu bekommen zuversichtlich hoffen dürfe.

Die Administratoren schienen den Plan keineswegs mit der Freude aufzunehmen, wie G*** es bei der Wichtigkeit eines solchen Anschlages zuversichtlich erwartet hatte. Sie sagten zunächst, so viel Geld, wie Trenck verlangte, wäre nicht in der Kasse, und zahlten daher statt der verlangten zweitausend Dukaten nur tausend Gulden aus; dann ließen sie sich den ganzen Plan nochmals genau auseinandersetzten, warnten G*** davor, sich auf eine so gefährliche und verrätherische Sache einzulassen, und fragten ihn zuletzt nach seinem Namen.

Sei es nun, daß das Benehmen der Administratoren seinen Verdacht erregt hatte, sei es, daß er einem allgemeinen Gebote der Klugheit folgte, genug, er sagte:

„Ich bin der Lieutenant von Kemnitz, und kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich Ihre Ansicht von der Gefährlichkeit der Unternehmung keineswegs theile, vielmehr der Ueberzeugung bin, daß sie gelingen muß, — wenn sie nicht durch Verrätherei gehindert wird.“

Damit empfahl er sich den Herren, und trat sogleich seine Rückreise an, da er einsah, daß er in Wien nichts mehr ausrichten könne, auch wohl den dortigen Verhältnissen, und den Männern, mit denen er in Berührung gekommen war, nicht trauen mochte. Dies muß man wenigstens aus dem Umstande vermuthen, daß er nicht nach Magdeburg zurückkehrte. Daran that er übrigens sehr wohl, denn ungefähr um die Zeit, als Trenck ihn wiederzusehen und von ihm die zweitausend Dukaten zu erhalten erwartete, trat eines Morgens ganz plötzlich und zu ungewohnter Stunde der Gouverneur, Erbprinz von Hessen-Cassel, zu ihm in das Gefängniß. Er hielt ihm den Brief vor, den er nach Wien geschrieben hatte, und der offenbar von den Administratoren seines Vermögens, um seine unbequeme Rückkehr zu verhindern, eingeschickt worden war, entweder an den König, oder direct nach Magdeburg an den Gouverneur.

Indem nun der Prinz den Brief Trenck vorhielt, fragte er ihn barsch: „Durch wen haben Sie diesen Brief bestellt? — Wer sind die Leute, die Sie befreien und mit Ihnen gemeinschaftlich Magdeburg verrathen wollten?“

Trenck erschrak zwar, als er sah, daß sich abermals ein Verräther gefunden hätte; aber daß er diesen nach der Vorlegung des Briefes in Wien suchen mußte, daß derselbe ihm also nicht gegenübergestellt werden, auch nicht von allen näheren Umständen genau unterrichtet sein konnte, gab ihm rasch seine Fassung zurück, und er entgegnete mit der größten Geistesgegenwart vollkommen ruhig: „Euer Durchlaucht, die Handschrift dieses Briefes ist zwar der meinigen täuschend ähnlich, aber ich habe ihn dennoch nicht geschrieben und muß mit Unwillen die Beschuldigung zurückweisen, welche offenbar von meinen Feinden ersonnen ist, wahrscheinlich, um mich der Erleichterungen meiner Lage, welche ich Eurer Durchlaucht Milde verdanke, wieder zu berauben."

„Läugnen Sie nicht," entgegnete der Prinz, indeß schon weniger rauh, als anfangs, „denn ein Brief, von welchem dieser hier begleitet war, setzt den ganzen Plan auseinander, wie Ihr Abgeordneter, der Lieutenant Kemnitz, ihn angegeben hat."

Die Nennung dieses Namens gab Trenck gewonnenes Spiel, denn er sah daraus, daß man den wahren Zusammenhang der Sache nicht kannte,

und ihn daher von ihm erforschen wollte. Er entgegnete deshalb mit geschickt erheucheltem Staunen: „Lieutenant Kemnitz? — Ich gebe Euer Durchlaucht mein Ehrenwort, daß ich einen Offizier dieses Namens nicht kenne. Sollte sich aber ein solcher, ohne daß ich es weiß, bei der Garnison befinden, so ist Er gewiß besser im Stande, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben, als ich, den Euer Durchlaucht durch diese Mittheilung in das höchste Erstaunen versetzt haben."

„Ein Lieutenant Kemnitz befindet sich allerdings nicht bei der Garnison," sagte nach einigem Nachdenken der Prinz von Hessen. „Sie wissen also wirklich nichts von der Sache?" fragte er darauf Trenck, indem er ihn forschend ansah. „Gewiß nicht!" betheuerte dieser, und nach einer Pause fügte der Prinz sinnend hinzu: „Hm! hm! Mir ist es ein Räthsel, was die ungenannten Schreiber der Warnung, welche Ihren Brief begleitete, für eine Absicht gehabt haben können. Indeß mögen Sie wohl Recht haben, daß hier eine feindliche Absicht gegen Sie zum Grunde liegt, denn es ist in der That kaum zu glauben, daß ein Gefangener wie Sie den wahnsinnigen Gedanken gehabt haben sollte, sich

einer so gewaltigen Festung, wie Magdeburg ist, zu bemächtigen, und noch dazu, wie es in der Warnung heißt, theilweise durch den Beistand der Garnison selbst."

„In der That," sagte Trenck, „so etwas ist unglaublich, und es freut mich daher, daß Euer Durchlaucht selbst dies zu meiner Rechtfertigung anerkennen."

Darauf entfernte sich zwar der Gouverneur wieder, allein es schien, als sei er doch nicht so ganz von Trenck's Unschuld überzeugt, wie dieser es wünschen mußte, denn am nächsten Tage erschien in dessen Gefängniß eine zahlreiche Commission, an deren Spitze der Kommandant selbst, der Oberstlieutenant von Reichmann, stand. Trenck wurde der Landesverrätherei beschuldigt und in ein scharfes Verhör genommen; da man ihm aber weder einen Ankläger noch Zeugen gegenüberstellen konnte, hatte er mit seiner Vertheidigung ziemlich leichtes Spiel, indem er die einzelnen Beschuldigungen, welche die Anzeige enthielt, ableugnete. Was er zu Protokoll gab, war daher Folgendes:

„Ich bin kein Uebelthäter, sondern ein redlicher Patriot, und nur durch Verleumdung, ohne Verhör,

Kriegsrecht oder irgend eine legale Procedur bin ich in diese Fesseln gerathen, wie man sie selbst dem nichtswürdigsten Verbrecher nur selten aufbürdet. Der König hat mich bereits im Jahre 1740 kassirt und mein väterliches Vermögen konfiscirt. Ich war dadurch gezwungen, Brot und Ehre außerhalb meines angeborenen Vaterlandes zu suchen. Beides habe ich in Oesterreich gefunden, wo ich noch jetzt wirklicher Rittmeister bin. Ich habe der Kaiserin Maria Theresia Treue geschworen, und werde diesen Schwur erfüllen. Gegen Preußen und dessen König habe ich keine Pflichten mehr zu beobachten und kann mich folglich auch gegen Beide keiner Verrätherei schuldig machen.

„Ich selbst bin aber ein Opfer der Verrätherei, indem ich in Danzig, ohne ein Verbrechen gegen den König begangen zu haben, ausgeliefert und hierher in das Gefängniß gebracht wurde. Hier bin ich gleich dem ärgsten Uebelthäter mißhandelt worden. Es bleibt mir daher, weil Gerechtigkeit mir hartnäckig verweigert wird, nichts übrig, als mir selbst meine Freiheit zu verschaffen, wie und auf welche Weise immer ich es vermag.

„Sollte nun, indem ich meiner Freiheit nachstrebe,

wirklich ganz Magdeburg zu Grunde gehen; sollten dabei auch tausend Menschen, oder mehr, ihr Leben einbüßen, wenn sie mich an der Erringung meiner Freiheit verhindern wollten, so dürfte ich deshalb doch nicht der Landesverrätherei beschuldigt werden, denn, ich wiederhole es nochmals, weder gegen Preußen noch gegen dessen König habe ich irgend eine Pflicht zu erfüllen. Indem ich ohne Urtheil und Recht nach Glatz gebracht, indem ich hier — ebenfalls ohne Urtheil und Recht — auf die empörendste Weise gemißhandelt wurde, hat der König selbst mich von jeder Pflicht gegen ihn entbunden."

Zu einer andern Erklärung, geschweige denn zu irgend einer Erklärung in Beziehung auf das Complott, war Trenck nicht zu bewegen, und da es an jedem Beweise gegen ihn mangelte, konnte man ihn nicht bestrafen und es mußte folglich Alles beim Alten bleiben. Indeß hatte die Sache doch eine für ihn sehr empfindliche Wirkung. Denn wenn die Anklage auch keine bestimmte Person bezeichnete, so war doch dadurch der Verdacht entstanden, daß Trenck jedenfalls Verbündete haben mußte. Der Gouverneur hielt es daher der Vorsicht und Sicherheit

für angemessen, die drei Offiziere, welche bisher den Wachdienst in der Sternschanze versehen hatten, durch drei andere ersetzen zu lassen, und Trenck verlor durch diesen Wechsel zwei seiner ergebensten Freunde. Allein schon nach kurzer Zeit hatte er durch Geschenke auch von den neuen Offizieren wieder zweie gewonnen, was ihm nicht sehr schwer fiel, da ebenso, wie bei den Garnison=Bataillonen, die meisten Offiziere arme Teufel und mit ihrer Lage in hohem Grade unzufrieden waren, da sie ein erbärmliches Leben führten, und kaum noch etwas zu verlieren hatten.

Uebrigens war durch das, was von dem Schicksale Trenck's verlautete, das Mitleid mit ihm so allgemein geworden, daß die Nachricht, er hätte sich durch die Flucht befreit, gewiß nicht nur in ganz Magdeburg, sondern auch in weiteren Kreisen lauten Jubel erweckt haben würde. Selbst der Gouverneur, Prinz von Hessen, hatte ihm seine Theilnahme nicht versagen können, und als Trenck kurz nach der Vereitelung seines Planes zur Ueberrumpelung von Magdeburg abermals schwer erkrankte, schickte der Prinz ihm nicht nur seinen Leibarzt und Kost aus seiner eigenen Küche, sondern er ließ ihm auch auf

seine eigene Verantwortlichkeit das Halseisen abnehmen, wofür er von dem Könige einen harten Verweis erhielt, wie er selbst später Trenck mitgetheilt hat, als derselbe ihm nach erlangter Freiheit in Cassel die Aufwartung machte, um ihm für die Menschenfreundlichkeit, welche er ihm bewiesen hatte, zu danken.

---

## Zweites Kapitel.

---

Wie früher schon so oft, ließ sich Trenck auch jetzt nicht von neuen Versuchen zur Flucht abschrecken, und sobald er wieder einen der Offiziere, welche jetzt in der Wache abwechselten, gewonnen hatte, machte er sich an die Ausführung eines neuen Planes, der indeß in nichts Anderem bestand, als den früher mißglückten wieder aufzunehmen und durch den bereits gegrabenen unterirdischen Gang zu entfliehen. An versteckten Werkzeugen fehlte es Trenck nicht, wie bereits erwähnt. Diese suchte er jetzt hervor, und bald waren seine Fesseln abermals gelöst und der Fußboden durchschnitten. Hier fand er das versteckte Geld, die Pistolen, und Alles, was er damals verborgen hatte, noch in unversehrtem Zustande. Um aber

weiter arbeiten zu können, mußte er wenigstens einen Centner Sand herausschaffen, und um dies zu können, ohne dadurch entdeckt zu werden, wendete er eine List an. Er machte nämlich außer der Oeffnung, auf welche es eigentlich abgesehen war, noch eine zweite in dem Fußboden, um auf diese die besondere Aufmerksamkeit zu lenken. Dann warf er aus dem alten Gange einen großen Haufen Sand in das Gefängniß, schloß darauf die Oeffnung auf das Sorgfältigste, und fing nun an, an der falschen Oeffnung zu arbeiten. Dies that er aber so laut und so unvorsichtig, daß er unfehlbar von den Schildwachen gehört werden mußte.

Glücklich erreichte er seine Absicht, denn um Mitternacht wurden plötzlich alle Thüren schnell geöffnet und man überraschte ihn bei der Arbeit, wie er dies gewünscht hatte.

Man staunte nicht wenig, daß er zu dem Ausbruche die Stelle unter der Thür gewählt hatte, vor der die Schildwachen standen, aber Niemand ahnete darin eine List. Die Wache blieb die Nacht hindurch bei Trenck im Gefängnisse, und am nächsten Tage mußten Arbeiter den Sand in Karren hinausfahren, wobei es nicht bemerkt zu werden schien,

daß die Masse wenigstens drei Mal so groß war, als die aus dem gefundenen Loche ausgegrabene sein konnte. Dann wurde dieses wieder zugemauert, die Bretter darüber genagelt, und Trenck zur Strafe das Licht und das Bett genommen; beides erhielt er jedoch schon nach vierzehn Tagen wieder zurück.

Dieser letzte Fluchtversuch mußte so lächerlich erscheinen, daß dadurch der Glaube entstand, er würde nun keinen neuen mehr wagen, und selbst der Major Bruckhausen zeigte sich von jetzt an sehr nachlässig bei der Revision. So blieb denn die eigentliche Unternehmung unentdeckt, und Trenck konnte ungehindert, aber freilich nur sehr langsam, daran fortarbeiten. Bald jedoch sollte er auch daran wieder verhindert werden, doch freilich auf eine ganz andere Art, als die vorigen Male.

Es kam nämlich der Prinz von Hessen in Begleitung des Kommandanten zu ihm, aber statt Trenck Vorwürfe oder Drohungen zu machen, zu denen er wohl berechtigt gewesen wäre, sprach er freundlich, sogar liebevoll mit ihm.

„Trenck," sagte er, „ich wünschte, daß Sie sich mit Geduld in Ihr Schicksal ergeben und es nicht immer auf's Neue wieder durch vergebliche Flucht=

versuche verschlimmern möchten. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich selbst mich für Sie verwenden werde, sobald der Friede abgeschlossen ist, wozu sich jetzt gegründete Hoffnung zeigt. Auch gebe ich Ihnen die Versicherung, daß es Ihnen auch von anderer Seite nicht an Protection fehlen wird, denn Sie haben mehr Freunde, als Sie selbst zu glauben scheinen. Selbst der Wiener Hof wird Sie nicht verlassen, obgleich ich Ihnen nicht verhehlen will, daß Sie in Wien viele und einflußreiche Feinde zu haben scheinen."

Trenck, der an so freundliche, wohlwollende und hoffnungsreiche Worte schon längst nicht mehr gewöhnt war, wurde tief ergriffen; er schüttete sein ganzes Herz vor dem Prinzen aus, und schilderte seine Lage und die ihm widerfahrene Behandlung mit so glühender Beredsamkeit, daß dem Prinzen unwillkührlich Thränen der Rührung in die Augen traten. Da fühlte auch Trenck sich überwältigt; er sank auf die Kniee vor dem Prinzen, ergriff dessen Hände, bedeckte sie mit Küssen und rief: „Euer Durchlaucht Güte und Milde erfüllt mein Herz mit solcher Dankbarkeit, daß ich mich verpflichtet fühle, Ihnen mein Ehrenwort zu geben,

keinen Fluchtversuch wieder zu machen, so lange Sie Gouverneur von Magdeburg sind."

„Und ich," entgegnete der Prinz, „will Ihnen mein Vertrauen auf Ihr Wort dadurch beweisen, daß ich Ihnen jede Erleichterung gewähre, die in meiner Macht steht."

Er machte sein Versprechen auf der Stelle wahr, denn noch in seinem Beisein wurde Trenck das Halseisen abgenommen, welches bisher seine größte Qual gebildet hatte. Indem er dann mit einem freundlichen Gruße von Trenck schied, gab er in dessen Beisein dem Kommandanten noch den Befehl, das zugenagelte Fenster wieder öffnen zu lassen, auch in das Gefängniß einen kleinen Ofen zu schaffen, den Trenck von innen selbst heizen konnte, um so immer den ihm wünschenswerthen Grad der Wärme zu haben. Ferner durften die Thüren zu dem Vorgemache täglich zwei Stunden offen bleiben. Auch feinere Hemden erhielt Trenck, da die bisherigen von grober Commißleinwand ihm an mehreren Stellen unter dem Drucke der Fesseln die Haut wund gerieben hatten. Einen größern Werth als alle diese Vergünstigungen hatte aber in den Augen Trenck's die, daß er ein Buch weißes Papier

erhielt, um seine Gedanken, Gedichte rc. niederzuschreiben. Die Blätter wurden ihm zugezählt, die beschriebenen aber gegen neue weiße vertauscht. Tinte jedoch erhielt er nicht. Statt derselben bediente er sich seines Blutes und wenn es geronnen war, ließ er es trocknen, zerrieb es dann zu Pulver, und bekam durch dessen Befeuchtung mit Wasser nicht nur eine sehr brauchbare Tinte, sondern auch eine schöne rothe Farbe zum Malen.

Von nun an verging Trenck die Zeit mit unglaublicher Schnelligkeit. Er war den ganzen Tag nicht nur, sondern oft auch einen großen Theil der Nacht, damit beschäftigt, Becher zu graviren, und allerhand Aufsätze niederzuschreiben, namentlich Gedichte, und diese wieder zum größten Theile satyrischen Inhalts.

Der Vortheil, den diese Beschäftigungen ihm brachten, war mittelbar und unmittelbar für ihn sehr groß und wohlthätig; denn er erhielt dadurch Gelegenheit, der Welt gegenüber seine Gefühle, Gedanken und Gesinnungen offen auszusprechen und in den weitesten Kreisen die regste Theilnahme für sich zu erwecken. Selbst an dem preußischen Hofe wurden seine Aufsätze oft vorgelesen und mit

unbeschreiblichen Gefühlen der Freude und der Wehmuth hörte auch die Prinzeß Amalie sie an.

Man bekam durch diese Schriften eine ganz andere Meinung von Trenck, als man bisher von ihm gehabt hatte, und bald wagten Einzelne aus des Königs nächster Umgebung Fürbitten zu Gunsten des beklagenswerthen Gefangenen. Aber das Vorurtheil, welches Friedrich der Große gegen Trenck gefaßt hatte, war so groß und so fest eingewurzelt, daß er jede Fürsprache unwillig mit den Worten zurückwies: „Der Trenck ist ein sehr gefährlicher Mensch, und so lange ich lebe, soll er das Tageslicht nicht wieder erblicken!"

Allein diese harte Drohung ist nicht erfüllt worden, denn schon stand Trenck's Erlösung aus dem Kerker nahe bevor, und noch ganze zweiundzwanzig Jahre haben er und Friedrich der Große gemeinschaftlich auf der Erde gewandelt, wenn sie auch einander nie wieder nahe gekommen sind.

Nachdem Trenck dem Prinzen von Hessen sein Ehrenwort gegeben hatte, unter dessen Gouvernement keinen Fluchtversuch wieder zu machen, lebte er still, zufrieden, man könnte sagen, glücklich, in seinem Gefängnisse, achtzehn Monate lang mit stets wachsender

Hoffnung seiner Erlösung entgegensehend, die er jetzt in Ruhe und Ergebung erwartete, da die Zeitungen, die er fortwährend lesen durfte, ihm die gewisse Aussicht auf den baldigen Friedensschluß eröffneten; von diesem aber glaubte er seine Freilassung mit Zuversicht erwarten zu dürfen.

In völliger Ruhe des Geistes und des Gemüthes beschäftigte er sich in dieser Zeit viel mit den Arbeiten seiner Feder, und ein großer Theil des Inhalts seiner Gedichte und seiner gesammelten Schriften rührt aus diesem Abschnitte seines Lebens her; z. B. der macedonische Held und das größere Gedicht: Der Traum und die Wirklichkeit. Ferner mehrere Fabeln, deren Moral sich meistens auf sein eigenes Schicksal bezog, z. B. der unglückliche Hund — der Bauer und die Nachtigall — die Nachtigall und der Bauer — der unglückliche Zeisig — die rachgierige Fliege — der Esel und der Hirsch ꝛc. ꝛc.

Viel von dem, was Trenck in dieser Zeit schrieb, und seinem eigenen Urtheile nach sogar das Beste, ist indeß verloren gegangen; denn was er schrieb, lieferte er ab und es machte dann in verschiedenen Kreisen die Runde. So hat er selbst also nur das

Wenige erhalten, was eben vorräthig war, als er seine Freiheit erlangte, und was er dann später aus dem Gedächtnisse noch durch Mehreres ergänzt hat. Einen vollständigen Band aber, ganz mit seinem Blute geschrieben, erhielt er von dem inzwischen zur Regierung gelangten Prinzen von Hessen zurück, als er sich demselben, wie bereits oben erwähnt, in Kassel vorstellte. Im Ganzen hat er seiner eigenen Angabe nach wenigstens acht Bände mit seinem Blute geschrieben.

So standen die Sachen, als Trenck die Kunde erhielt, daß Rußland mit Preußen Frieden geschlossen hatte. Jetzt ließ sich an dem baldigen Friedensschlusse mit Oesterreich nicht mehr zweifeln, und um auch für den Fall seiner Freiheit gewiß zu sein, daß diese nicht, wie er sich schmeichelte und ihm Hoffnung gemacht worden war, mit unter die Bedingungen des Friedens aufgenommen worden sein sollte, öffnete Trenck jetzt seinen alten unterirdischen Gang wieder, um auf diesem Wege, den er für den sichersten hielt, seine Freiheit zu erlangen, wenn er sah, daß er vergessen war. Seine Freunde halfen ihm, so viel sie vermochten, den ausgewühlten Sand fortzuschaffen, und die Arbeit rückte stetig vorwärts.

Trenck glaubte nicht, durch diese Vorbereitungen sein dem Gouverneur gegebenes Ehrenwort zu brechen, denn er wollte nur entfliehen, wenn ihm keine weitere Hoffnung blieb, und zuvor würde er von dem Prinzen von Hessen sein Ehrenwort zurückgefordert haben. Allein ehe es dahin kam, sollte auf andere Weise sein Gewissen und sein Ehrgefühl beruhigt werden. Er versah sich daher mit allem Nöthigen, was ihm bei seinen vielen Freunden nicht schwer wurde, schaffte sich frisches Pulver und Kugeln für seine Pistolen, auch einen scharfgeschliffenen Degen, denn natürlich mußte er auch auf einen blutigen Kampf gefaßt sein, obgleich er hoffte, ungesehen zu entkommen; denn er hatte seinen Gang bis unter die Gallerie des Walles fortgeführt, so daß er innerhalb derselben aus seinem Gange treten konnte. Die Schlüssel zu den Thüren, welche die Gallerie verschlossen, hatte er sich auch verschafft; ein alter Lieutenant der Landmiliz hatte von dem Gelde Trenck's in der Vorstadt ein kleines Häuschen gekauft, in welchem der Flüchtling sich leicht für kurze Zeit versteckt halten konnte; durch die Vermittelung des inzwischen ausgewechselten Hauptmann von K***, der sich mit ihm zu der Ueberrumpelung

Magdeburgs verbündet hatte, jetzt aber in Wien war, und als treuer Freund gegen Trenck handelte, wurde dieser mit Geld reichlich versehen; in Gummern, dem bereits mehrfach erwähnten sächsischen Städtchen, wurde ein zuverlässiger Mann mit zwei Pferden stationirt, die er regelmäßig an dem 1. und 15. jedes Monats bei dem Kloster Bergen, dicht vor dem Glacis Magdeburgs, zur Disposition Trencks bereit halten sollte.

So war Alles vorbedacht und das Gelingen schien unbedingt gesichert zu sein, allein noch war der Gang nicht weit genug, um leicht passirt werden zu können, und die Zeit schien zu kurz zu sein, um die große Masse Sand auf dem bisherigen Wege fortzuschaffen. Trenck hob daher überall die Dielen des Bodens auf, was er jetzt sehr leicht bewerkstelligen konnte, da nach seinem letzten gescheiterten Fluchtversuche so gut wie gar keine Revision mehr vorgenommen wurde. Er beseitigte die beiden untern Bohlenlagen ganz, indem er sie in kleine Stücke schnitt, und diese in seinem Ofen verbrannte. So gewann er unter dem ganzen Fußboden einen Fuß tief Raum, und diesen füllte er nach und nach mit dem aus dem Gange geschafften Sande aus.

Außerdem aber steckten ihm seine Freunde auch noch eine Menge Leinwand zu, und aus dieser machte er wurstartige Sandsäcke, die er in dem Gange lassen konnte, indem er sie zu der Arbeit vor- oder rückwärts schob und dann daneben vorbeikroch. Auf solche Weise kam er glücklich bis zu dem genau berechneten Punkte unter der Gallerie, wo er ausbrechen wollte.

Nur noch wenig fehlte zur gänzlichen Vollendung dieser schwierigen und ermüdenden Arbeit, durch die Trenck sich so anstrengte, daß er ganz entkräftet war, und zuweilen mehrtägiger Ruhe bedurfte; da erfolgte der Friedensschluß und — ihm wurde seine Freiheit nicht verkündet. Außerdem aber hatte der Friede auch noch eine schlimme Wirkung für ihn, denn die Landmiliz wurde entlassen, um von den Linienregimentern abgelöset zu werden, und so verlor Trenck mit einem Male alle die Freunde, auf die er sich verlassen konnte, und die bereit waren, sein Entweichen auf jede Weise zu begünstigen. Das Gute aber hatte dieser Wechsel doch auch wieder, daß er bei der Revision weniger eine Entdeckung zu fürchten hatte, selbst wenn die durchschnittenen Bretter entdeckt wurden, denn die neu

eingerückten Offiziere konnten nicht wissen, ob sie ursprünglich ganz eingelegt, oder schon von allem Anfang aneinandergefügt gewesen waren.

Bei ihrer letzten Wache steckten seine Freunde von der Miliz ihm noch Alles zu, dessen er irgend bedürfen könnte, ehe dies aber geschah, trug sich ein Ereigniß zu, an welches Trenck selbst noch viele Jahre später nicht ohne Schauder denken konnte.

Als er von dem nahe bevorstehenden Garnisonwechsel hörte, fehlte nur noch wenig an der Vollendung seines Ganges. Um auch dies Wenige noch vor der Entfernung seiner vertrauten Freunde zu beendigen, arbeitete er jetzt mit verdoppeltem Eifer. Wieder war er in den engen Gang hinabgestiegen, in welchem er sich nur mühsam bewegen konnte. Um leichter vorwärts kriechen zu können, stemmte er sich mit dem Fuße gegen einen großen Stein des Wallfundamentes, unter dem er sich fortgegraben hatte, da — brach dieser los, stürzte herab, und versperrte so hinter ihm den Gang, der, wie erwähnt, so eng war, daß er darin nur mit Mühe sich bewegen, geschweige denn sich umdrehen konnte. Er strengte nun alle seine Kräfte an, mit dem Fuße den Stein zurückzuschieben, aber

er wich und wankte nicht, weil er theils zu schwer, theils zu fest in die Seitenwände eingeklemmt war. Entsetzen erfaßte Trenck, denn deutlich erkannte er das Loos, welches seiner wartete: Im Schooße der Erde, fern von jeder menschlichen Hülfe, zu ersticken — lebendig begraben zu werden. Kalter Angstschweiß bedeckte bei diesem Gedanken seine Stirn, und er sank wie vernichtet zusammen. Aber bald raffte er sich auf, denn nur durch Thatkraft und das Aufgebot aller seiner Kräfte war es vielleicht noch möglich, sich aus der gräßlichen Lage zu befreien. Rastlos wühlte er daher an der einen Seite den Sand los, ihn dann so weit als möglich vor sich in den bereits ausgegrabenen Gang schiebend, um auf diese Weise so viel Raum zu gewinnen, sich umdrehen zu können. Mit unsäglicher Anstrengung gelang ihm dies zwar endlich, allein während dieser Zeit wurde in dem verschlossenen Raume die Luft nach und nach so verdorben, daß er kaum noch zu athmen vermochte, und schon den Augenblick kommen sah, wo seine Kräfte ihn gänzlich verlassen würden. Dann aber raffte er sich wieder auf, und endlich gelangte er mit den Händen zu dem Steine, der ihm den Weg versperrte. Mit

den Händen kratzte er den Sand unter demselben fort, um ihn allmählig in das darunter ausgehöhlte Loch zu stürzen, und wie der Stein endlich zu sinken begann, und so ein immer stärkerer Luftstrom aus dem Kerker her in den Gang eindrang, vermehrten sich auch der Muth und die Lebensgeister Trenck's, bis endlich das Hinderniß überwunden war, und er über den versenkten Stein hinweg in sein Gefängniß kriechen konnte. Hier sank er erschöpft nieder, und obgleich es bereits heller Tag war und er daher keinen Augenblick Zeit zu verlieren hatte, um vor der Revision wieder Alles in Ordnung zu bringen, fühlte er sich zu keiner Anstrengung mehr fähig, und in dumpfer Verzweiflung überließ er sich der Ruhe mit dem Entschlusse, über sich ergehen zu lassen, was sein Verhängniß bringen würde.

---

## Drittes Kapitel.

---

Kaum war eine halbe Stunde in diesem Zustande der Apathie Trenck's verflossen, da hatte er auch schon seine ganze Standhaftigkeit und Entschlossenheit wiedergewonnen; er sprang auf von seinem Lager, und obgleich er sich noch immer auf den Tod ermattet fühlte, begann er doch mit aller Kraft die verrätherischen Spuren zu beseitigen, und kaum war er damit zu Ende, als auch schon die Schlüssel zu der Revision in den Schlössern rasselten. Er taumelte halb bewußtlos auf sein Lager, und hier fand ihn der Major du jour, blaß wie eine Leiche, mit keuchender Brust, und unfähig, ein Glied zu bewegen. Er klagte über heftiges Kopfweh, über Brustschmerzen, über Mattigkeit in allen Gliedern, und Alle sahen es ihm an, daß seine Klagen

nicht übertrieben waren; Niemand aber ahnete die Ursache derselben.

Die letzten Tage, während welcher seine langjährigen Freunde noch den Dienst bei ihm hatten, benutzte er dazu, mehrere Briefe nach Wien an alle die Personen zu schreiben, die seine Freunde waren, oder die er wenigstens dafür hielt. Besonders setzte er eine ausführliche und in den rührendsten Ausdrücken abgefaßte Denkschrift an die Kaiserin Maria Theresia auf, und bat die Monarchin flehentlich, sich seiner als ihres Unterthanen und ihres Offiziers anzunehmen. Diese Schriftstücke übergab er seinen Freunden, welche die pünktliche Besorgung als letzten Freundschaftsdienst zusicherten und dann den herzlichsten und rührendsten Abschied von ihm nahmen.

Daß er ohne besondere Fürsprache von der Kaiserin Maria Theresia nichts erwarten durfte, davon hatte er sich überzeugt, als sein Name in den Friedensbedingungen unerwähnt blieb. Es erweckte daher für ihn einen Strahl der Hoffnung, als er erfuhr, daß zu dem österreichischen Gesandtschaftsposten in Berlin der General Riedt ernannt worden sei; denn er wußte, daß derselbe von Schuldnern fortwährend gedrängt wurde, und er schloß

daraus, daß er dem Gelde nicht unzugänglich sein würde. Er wandte sich daher in einem eindringlichen Briefe gradeswegs an ihn, bat ihn, sich in Wien auf das Kräftigste für ihn zu verwenden, und schloß ihm zugleich eine Anweisung von sechstausend Gulden auf seine Administratoren bei, indem er bat, über dieses Geld ganz nach Gutdünken zu verfügen, um dadurch für seine Freilassung zu wirken. Der Wink war deutlich genug, und der General Riedt verstand ihn auch, denn er kassirte das Geld in Wien ein, ohne davon einen Gulden in andere Hände zu geben. Allein er war wenigstens ehrlich genug, für Trenck ernstlich zu wirken. Zu diesem Zwecke zog er auch die Prinzeß Amalie, deren Verhältniß zu Trenck ein öffentliches Geheimniß war, in das Interesse, und die viertausend Gulden, welche die edle Dulderin ihm zur Unterstützung ihres gemeinschaftlichen Zweckes gab, flossen ebenfalls unverkürzt in seine Tasche, indem dieser gewandte Diplomat es verstand, auf geheimen und gewundenen Pfaden an das Ziel zu gelangen, ohne deshalb nöthig zu haben, von dem empfangenen Gelde etwas herauszugeben, dabei aber gleichwohl sein gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Daß Trenck aber auch von Oesterreich aus kaum etwas erwarten dürfe, davon überzeugte er sich durch den Friedensschluß ebenfalls hinlänglich. Dagegen aber empfing er von Berlin aus wiederholt die bestimmtesten Versicherungen, daß man alles Ernstes daran arbeite, seiner Einkerkerung ein Ende zu machen, auch mit Sicherheit einen günstigen Erfolg hoffe, und um nicht durch einen vielleicht abermals verunglückten Fluchtversuch die Bemühungen seiner Freunde unfruchtbar zu machen, beschloß er, den Erfolg derselben noch drei Monate lang in Geduld zu erwarten, nach Ablauf dieser Frist aber unter allen Umständen nur noch auf Selbsthülfe zu vertrauen.

Während dieser Wartezeit nun erfolgte der Wechsel der Garnison. Die neuen Offiziere waren sämmtlich Edelleute, folglich nicht so leicht zu gewinnen, als die Offiziere der Landmiliz, da sie mehr zu verlieren hatten, und die Majors du jour versahen ihre Pflicht pünktlich, wenn auch ohne Härte. Indeß war Trenck schon so sehr an den freundschaftlichen Umgang der Offiziere gewöhnt, daß er den Mangel desselben schmerzlich empfand; auch mochte es ihm nicht gleichgültig sein, jetzt wieder

auf das vorschriftsmäßige Commißbrot angewiesen zu sein, während er neben dieser offiziellen Beköstigung in den letzten Jahren für sein Geld, und zwar für sein schweres Geld, so ziemlich hatte haben können, was er sich an kalten Fleischwaaren, und sogar an Delicatessen, wünschte. Sein verlängerter Aufenthalt wurde ihm daher sehr lästig, und obgleich bei der Uebergabe, die mit dem Wechsel der Garnison zusammenfiel, seine Anstalten nicht entdeckt worden waren, mußte er doch täglich fürchten, daß dies bei strengerer Revision, vielleicht auch durch einen unglücklichen Zufall, wie er deren schon so viele erfahren hatte, der Fall sein möchte, und da überdies mit dem Garnisonswechsel das Gouvernement Magdeburgs von dem Prinzen von Hessen auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig übergegangen, er folglich seines gegebenen Ehrenwortes entbunden war, beschloß er, seine Flucht nicht länger zu verschieben. Doch ein Zufall der merkwürdigsten Art wäre beinahe abermals an ihm zum Verräther geworden.

Die Sache ist in der That so eigenthümlicher Art, daß sie eine ausführliche Erwähnung verdient.

Seit zwei Jahren war Trenck von einer Maus

besucht worden, welche er allmählig so gezähmt hatte, daß sie auf seinen Ruf herbeikam, auf ihm herumspielte, ihm aus der Hand, und sogar aus dem Munde fraß. Diese Maus nagte in einer Nacht an Trenck's Thür und machte dann auf einem hölzernen Teller allerhand lustige Sprünge. Dadurch entstand ein auffallendes Geräusch. Dies hörte die Schildwache und rief den wachhabenden Offizier herbei; dieser hörte das Geräusch ebenfalls und machte weiter die Meldung, es scheine bei Trenck Außergewöhnliches vorzugehen. Plötzlich öffneten sich nun früh Morgens zu ungewöhnlicher Zeit die Thüren, und der Platzmajor erschien, begleitet von Maurer und Schlosser. Es wurde Alles auf das Genaueste durchsucht, und als man nichts Verdächtiges fand, fragte der Platzmajor: „Was ist denn das für ein auffallendes Geräusch gewesen, welches die Schildwachen und der Offizier die Nacht bei Ihnen gehört haben?"

Trenck war durch die Maus auch in seinem Schlaf gestört worden, und bezeichnete sie als den Poltergeist, worauf der Platzmajor unwillig den Befehl gab, das Thier zu entfernen. Trenck pfiff nun, und sogleich kam die Maus herbei, kletterte

an ihm in die Höhe und setzte sich auf seine Schulter. Er ergriff sie nun und übergab sie dem Offizier, indem er zugleich dringend bat, dem armen Geschöpfe das Leben zu lassen. Dies versprach auch der Offizier, indem er sagte, daß er die Maus einer Dame schenken wollte. Darauf band er sie in sein Taschentuch und trug sie mit sich fort. Im Wachzimmer ließ er sie laufen, aber nur für Trenck war sie zahm, und kaum hatte sie daher ihre Freiheit erhalten, als sie sich auch schon versteckte. Sie blieb indeß nicht in dem Wachzimmer, sondern mußte das Oeffnen der Thür benutzt haben, um hinauszuschlüpfen, denn die Schildwachen hörten sie die ganze Nacht hindurch an der äußern Thür Trenck's nagen und sie war so fleißig gewesen, daß am Morgen die deutlichen Spuren ihrer Arbeit sich zeigten. Als aber am Mittag zur Visitation sämmtliche Thüren geöffnet wurden, sprang plötzlich die Maus an Trenck in die Höhe und bezeugte ihre Freude, wieder bei ihm zu sein, durch allerhand lustige Sprünge.

Die Maus, die auf eine beinahe wunderbare Weise den Weg von mehr als hundert Schritten, auf dem sie eingebunden fortgetragen worden

war, zurückgefunden hatte, wurde zu einem merkwürdigen Gegenstande, dessen Besitz Mehrere wünschten, und da Trenck seine treue Gesellschafterin nicht behalten sollte, nahm der Major sie mit, um sie seiner Frau zu schenken. Diese sperrte die Maus in ein zierliches Gitter und warf ihr die besten Leckerbissen vor, aber das Thierchen härmte sich sichtbar, fraß nicht und wurde am zweiten oder dritten Tage todt in seinem Bauer gefunden: Der Schmerz der Trennung von ihrem Freunde hatte sie getödtet.

Auch Trenck war einige Tage über den Verlust seiner Maus ganz niedergeschlagen, indeß erkannte er selbst die Nothwendigkeit, sich von ihr zu trennen, damit sie nicht zur unfreiwilligen Verrätherin an ihm würde.

Alle Vorbereitungen waren jetzt so weit gediehen, daß Trenck seine Flucht jeden Augenblick bewirken konnte. Er mußte dazu den 1. oder 15. eines Monats wählen, weil, wie erwähnt, nur an diesen Tagen die Pferde für ihn bei Klosterbergen bereit standen. Den nächsten 1., den des August, mochte er deshalb nicht wählen, weil er den Major von Pfuhl, der sich ihm sehr freundlich bewiesen

und an diesem Tage die Inspection hatte, nicht durch seine Flucht der Verantwortlichkeit aussetzen mochte. Er bestimmte daher den 15. August zu dem Tage seiner Entweichung, allein noch ehe derselbe herankam, wurde er zu einer Aenderung seines Planes bestimmt.

In den ersten Tagen des August brach, grade zur Stunde der Visitation, in der Stadt Feuerlärm aus. Dadurch wurde der Major du jour, welcher den wachhabenden Offizier jederzeit begleitete, an der Visitation verhindert, und diese von dem Lieutenant allein vorgenommen. Während dies mit augenscheinlicher Nachlässigkeit geschah, sagte der Offizier, indem er Trenck mit dem Ausdrucke aufrichtiger Theilnahme ansah: „Lieber Trenck, haben Sie denn während der sieben Jahre bei der Landmiliz keinen einzigen Offizier finden können, wie den Schell in Glatz?"

„Ach," sagte Trenck mit einem schmerzlichen Seufzer, „Freunde der Art findet man nicht leicht. Wohl gab es unter den Milizoffizieren einige, die den Willen dazu hatten; auch wußte Jeder, daß ich im Stande war, sein Glück zu begründen; allein es fehlte Allen der Muth zu dem Entschlusse der

Ausführung. — Geld genug habe ich Vielen gegeben, aber im Verhältniß dafür nur sehr geringe Dienste empfangen."

„Wo nehmen Sie denn aber immer Geld her?" fragte der Offizier in sichtlicher Spannung.

„Ich erhalte durch geheime Correspondenz aus Wien und aus andern Quellen bedeutende Summen, und ich bin nicht geizig in Erwiederung der Freundschaftsdienste, die mir erwiesen werden."

„Und haben Sie auch jetzt viel Geld?" fragte der Lieutenant.

Die Frage wurde in einem solchen Tone gethan, daß Trenck sich dadurch bewogen fand, sogleich zu antworten: „Allerdings, und kann ich Ihnen durch eine kleine Summe einen Dienst erweisen, so thue ich dies mit Vergnügen, ohne dafür von Ihnen etwas zu verlangen." Sogleich zog er nun aus einem geheimen Versteck unter der Thürschwelle funfzig Dukaten hervor, und gab sie dem Offizier, der zwar Anfangs die Annahme verweigerte, dann aber nachgab und sich sogar so erfreut zeigte, daß er nach einigem Zögern Trenck offen gestand, er würde durch Schulden so bedrückt, daß ihm nichts übrig bliebe, als zu desertiren, und wenn er

bei der eigenen Flucht Trenck mit forthelfen könnte, so wäre er dazu gern bereit. Darauf schied er, um gegen Abend, wo es mit größerer Sicherheit geschehen konnte, zurückzukehren, und es wurde nun zwischen Beiden genau Alles verabredet. Der neue Freund Trenck's ging auf dessen Vorschläge um so lieber ein, als er erfahren hatte, daß in Gummern jederzeit zwei Pferde zur schleunigsten Fortsetzung der Flucht bereit standen.

Trenck gab ihm nochmals funfzig Dukaten, und verabredete dann mit ihm folgenden Plan: der Offizier sollte vier Schlüssel besorgen, welche denen zu den vier Thüren Trenck's dem Aussehen nach ähnlich wären, und dieselben mit den ächten verwechseln, wenn sie, wie gewöhnlich, in der Wachstube hingen, während der Major du jour zum Essen ging. Sobald dann der Major in der Stadt wäre, sollte der Lieutenant seine Mannschaft theils beurlauben, theils mit verschiedenen Aufträgen fortschicken, darauf zu Trenck kommen und den beiden Schildwachen vor dessen Thür befehlen, dessen Bettstelle hinauszuschaffen. Während sie damit beschäftigt wären, sollte dann Trenck plötzlich hinausspringen, die Leute in seinem Gefängnisse einschließen, im

Vorgemache die bereitgehaltenen Kleider anlegen, und darauf in Begleitung des Offiziers, dessen Uniform jedes Hinderniß beseitigte, nach Klosterbergen eilen, sich dort auf die wartenden Pferde schwingen und nach Gummern sprengen. Erreichten sie hier die sächsische Grenze, wie dies mit Zuversicht zu erwarten stand, so waren sie den Verfolgern entronnen — waren frei!

Nach acht Tagen, wenn der neue Verbündete wieder auf Wache kam, sollte der Plan zur Ausführung gebracht werden.

Jetzt durfte Trenck nicht länger daran zweifeln, daß er schon binnen wenigen Tagen die goldene Freiheit errungen haben würde, denn drei Wege winkten ihm dazu: die versprochene Vermittelung des österreichischen Gesandten in Berlin — der unterirdische Gang — der zugesagte Beistand des Wachoffiziers, und besonders die beiden letzten Wege schienen unfehlbar zu sein. Es lastete aber ein eigenthümliches Verhängniß auf Trenck's Fluchtversuchen, und während die früheren jederzeit durch irgend einen unglücklichen Zufall gescheitert waren, führte diesmal seine eigene Thorheit, eine überspannte romantische Idee, das Mißlingen herbei.

Während er nochmals den ganzen Plan überlegte, dessen Gelingen ihm als vollkommen gesichert erschien, entstand plötzlich in ihm der Gedanke: „Wie, wenn du die Großmuth Friedrichs II. auf die Probe setztest, und durch *sie* deine Freiheit erlangtest, indem du ihm den Beweis liefertest, daß du dich auch *gegen seinen* Willen deiner Haft entziehen könntest, *sobald* du es *wolltest!*"

Dieser Gedanke erschien ihm so originell, so außerordentlich, daß er, der von jeher für alles Außerordentliche eine besondere Vorliebe gehegt hatte, sich in diesem Gedanken befestigte und endlich zu dessen Ausführung schritt, indem er sich damit tröstete, daß ihm der Beistand des Offiziers der Wache noch immer als letzte und sichere Zuflucht bliebe, wenn er sich in der Großmuth des Königs täuschen sollte. Als daher am nächsten Tage der Major du jour zur Visitation bei ihm eintrat, sagte er zu demselben:

„Herr Major, ich ersuche Sie, den Herrn Gouverneur, den großmüthigen Herzog Ferdinand von Braunschweig, in meinem Namen zu bitten, er möchte mein Gefängniß genau visitiren, auch die Wachen vor meiner Thür verdoppeln lassen, und

dann befehlen, zu welcher Stunde ich mich am hellen Tage auf dem Glacis bei Klosterbergen vollkommen frei zeigen sollte. — Wäre ich im Stande, dies zu bewirken, dann hoffte ich, auf die Protection des Herzogs rechnen zu dürfen, der, diesen Vorfall dem Könige meldend, denselben von meinem reinen Gewissen überzeugen würde."

Der Major erstaunte über eine solche Sprache, sah den Lieutenant fragend an, und schien zu glauben, Trenck sei übergeschnappt; denn der Vorschlag kam ihm so unmöglich vor, daß er glaubte, nur der Wahnsinn könnte den Gefangenen dazu veranlaßt haben. Trenck beharrte aber auf seiner Bitte, und nun ritt der Major nach der Stadt, um den Herzog von dem Vorschlage in Kenntniß zu setzen. Nicht lange darauf kehrte er zurück, begleitet von dem Kommandanten von Reichmann, dem Platzmajor Riding und dem zweiten Inspections-Major, und brachte den Bescheid: „Der Herzog ließe Trenck sagen, wenn er das, wozu er sich anheischig gemacht hätte, wirklich ausführen könnte, so ließe er ihn seiner ganzen Protection, auch der Gnade des Königs versichern und würde ihm vorläufig alle Fesseln abnehmen lassen."

„Gut,“ sagte Trenck mit der größten Ernsthaftigkeit; „so bestimmen Sie die Stunde zur Ausführung!“

Die Offiziere scherzten über seine Zuversicht, und hielten die Sache offenbar noch für unmöglich, als aber Trenck bei seiner Versicherung beharrte, da sagten sie: „Es ist genug, wenn Sie die Möglichkeit dessen beweisen, was Sie gesagt haben; diese genügt dem Herzoge, einen wirklichen Ausbruch will er aber nicht gestatten. — Setzen Sie also jetzt auseinander, wie Sie Ihr Entweichen bewirken wollen. Weigern Sie sich dessen aber,“ fügten sie im Tone der Drohung hinzu, „so soll augenblicklich Ihr ganzer Fußboden aufgebrochen werden und Sie bekommen Tag und Nacht Wache in Ihr Gefängniß.“

Trenck wollte sich ihrem Verlangen nicht sogleich fügen, nach längerem Hin- und Herreden aber, und den bestimmtesten Versicherungen, daß ihm kein Nachtheil erwachsen sollte, warf er ihnen zu ihrem höchsten Erstaunen mit einigen raschen Griffen seine sämmtlichen Fesseln vor die Füße. Dann öffnete er sein unterirdisches Loch, und übergab ihnen seine Waffen, seine sämmtlichen Werkzeuge und zwei

Schlüssel zu den Thüren, mit denen die Gallerien versperrt waren. Hierauf forderte er sie auf, in die erste Gallerie zu gehen, die siebenunddreißig Schritt von seinem Gefängniß entfernt war, und sich dort durch den Degen an der von ihm genau bezeichneten Stelle zu überzeugen, daß der Ausbruch aus dem Fußboden herauf mit leichter Mühe binnen wenigen Minuten bewirkt werden könnte. Endlich beschrieb er ihnen Schritt für Schritt den Weg, den er zu machen hatte, um durch eine Ausfallthür in das Freie zu gelangen und zuletzt sagte er noch, daß auf dem Glacis bei Klosterbergen zwei Pferde für ihn bereit ständen, deren Stall sie vergeblich zu entdecken suchen würden.

Die Offiziere gingen hierauf nach der Gallerie, überzeugten sich von der Richtigkeit der Angabe, wünschten Trenck Glück und entfernten sich, um dem Herzoge Bericht abzustatten. Nach einiger Zeit kehrten sie zurück, gaben Trenck die Versicherung, der Herzog, der über ihren Bericht im höchsten Grade erstaunt gewesen wäre, ließe ihm ebenfalls Glück wünschen, und führten hierauf Trenck, ohne Fesseln, wie er war, nach der Offizier=Wachstube.

Hier blieb er bis zum Abend, wo der Major du jour zurückkehrte, Trenck die Versicherung gab, der Herzog habe bereits nach Berlin geschrieben, und dann ein reichliches Souper auftragen ließ, an welchem mehrere Offiziere Theil nahmen.

Trenck glaubte nun seiner Entlassung gewiß zu sein, allein schon am nächsten Tage fand er Ursache, zweifelhaft zu werden; denn die Wache wurde verstärkt; zwei Mann kamen als Schildwachen in die Offizierstube und die ganze Mannschaft mußte vor seinen Augen scharfe Patronen laden; selbst die Zugbrücken wurden aufgezogen, was sonst am hellen Tage niemals geschah. Noch mehr aber überzeugte sich Trenck von der Unklugheit der so unvorsichtig gemachten Enthüllungen, als er mehrere Wagen mit Quadersteinen nach seinem Gefängnisse fahren und viele Arbeiter bei demselben beschäftigt sah. Indeß währte die nachsichtsvolle Behandlung fort; es wurden ihm keine Fesseln angelegt; die Offiziere unterhielten sich sehr freundlich mit ihm; die Tafel wurde reichlich versorgt; aber ein Unteroffizier und zwei Mann blieben fortwährend als Wache in der Offizierstube, und ihre Anwesenheit verhinderte jede vertrauliche Mittheilung. Dies dauerte vier oder

fünf Tage, bis der gewonnene Freund Trenck's wieder auf Wache kam. Auch für diesen war jeder Wink durch die lästige Anwesenheit der Wache erschwert, indeß fand er doch Mittel, Trenck zuzuflüstern: „Freund, was hast Du gethan? Der Herzog weiß gar nichts von der Entdeckung, die Du freiwillig gemacht hast, in der ganzen Stadt aber heißt es, Du wärest durch die Wachsamkeit der Schildwachen bei einem neuen Fluchtversuche erwischt worden."

Diese Mittheilung seines Freundes öffnete Trenck die Augen und er verwünschte seine Unbesonnenheit, endlich aber nahm er die Gelegenheit wahr, seinem Freunde zuzuflüstern: „Jetzt bleibt mir nur noch Dein Beistand; laß uns daher nicht säumen, unsern verabredeten Plan auszuführen."

Der Offizier versprach dies, und Trenck's Muth hob sich dadurch auf's Neue, während er zugleich von Wuth und Rachgier über den ihm gespielten Betrug erfüllt war, denn offenbar hatten die Inspectionsmajore gefürchtet, wegen nachlässiger Visitation zur Verantwortung gezogen zu werden, deshalb die Mittheilung Trenck's an den Herzog

von Braunschweig unterlassen und dessen Namen durch falsche Versprechungen mißbraucht.

Binnen acht Tagen war der neue Bau in Trenck's Kerker beendigt, und der Platzmajor, begleitet von dem Major du jour, führte den Gefangenen in sein Behältniß zurück, dessen Fußboden jetzt ganz mit großen Quadern gepflastert war, so daß jeder Fluchtversuch zur Unmöglichkeit wurde. Man schloß hierauf Trenck mit einer starken Fußkette wieder an den Ring in der Mauer an, alle übrigen Fesseln aber wurden ihm nicht wieder angelegt. Während dies geschah, sagte er voll Bitterkeit: „Ist das die Wirkung des herzoglichen Ehrenwortes? Habe ich für meine großmüthige Offenherzigkeit solche Mißhandlung verdient? — Ich weiß indeß, daß man falsch rapportirt hat, aber die Wahrheit wird endlich an den Tag kommen und alle schurkischen Lügner beschämen. — Ich erkläre Ihnen übrigens jetzt, daß Sie den Trenck nicht lange mehr in Ihrer Gewalt haben sollen, denn wenn Sie mir auch einen Kerker aus Stahl erbauten, würden Sie mich dennoch nicht halten können."

Er wurde dieser Drohungen wegen ausgelacht,

allein der Kommandant, der inzwischen auch herbeigekommen war, sprach ihm wieder Muth ein, indem er ihm sagte, er würde vielleicht bald auf eine gute Art seine Freiheit erhalten.

Die Zuversicht, welche Trenck äußerte, und durch die er allgemeines Staunen erregte, stützte sich auf den versprochenen Beistand seines Freundes, als aber längere Zeit verging, ohne daß dieser erschien, sank sein Muth wieder. Nach ihm zu fragen wagte er nicht, und er fürchtete daher, sein Einverständniß sei entdeckt und der Arme dafür bestraft worden. Zufällig erfuhr er jedoch endlich, sein Freund sei versetzt und komme daher nicht mehr auf Wache in der Sternschanze. — So durfte also auch Trenck auf seinen Beistand nicht mehr rechnen und seine letzte Hoffnung blieb nun die, welche noch vor kurzer Zeit die schwächste gewesen war: Die auf die Vermittelung des österreichischen Gesandten. Als aber Woche auf Woche verging, und auch von dieser Seite nichts vorfiel, da versank Trenck zum ersten Male seit seiner ganzen Haftzeit in wirkliche Muthlosigkeit. Er gab sich finsterem Trübsinne hin, und verwünschte seine Schwachheit, dem Edelmuthe Anderer zu viel zugetraut und dadurch sich jede Möglichkeit der

Flucht abgeschnitten zu haben; denn jetzt erst war sein Kerker undurchdringlich geworden. Seit neun Monaten bereits war der Friede unterzeichnet, und noch hatte die österreichische Regierung — so schien es wenigstens — nichts gethan, um ihren verrätherisch gefangenen Offizier aus der preußischen Gefangenschaft zu reklamiren. So brach der erste Feiertag des heiligen Weihnachtsfestes an. Die Offiziere der Garnison waren eben zu der Wachparade versammelt, da kam der Gardelieutenant, Graf von Schlieben, als Courier von Berlin angesprengt, schwang sich aus dem Sattel und überreichte dem Kommandanten ein Schreiben. Dieser erbrach es auf der Stelle und als er es gelesen hatte, sagte er laut und mit gerührter Stimme zu seiner nächsten Umgebung: „Meine Herren, ich erhalte so eben den Befehl, den unglücklichen Trenck auf der Stelle in Freiheit zu setzen.“

Die auf der Wachparade versammelten Offiziere äußerten unverholen ihre Freude über diese Kunde, die sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt verbreitete und überall mit Jubel begrüßt wurde, denn längst schon war Trenck ein Gegenstand allgemeiner Theilnahme, und selbst die ihm weniger

wohlwollten, konnten nicht umhin, ihn wegen seiner standhaften Ausdauer und der seltenen Eigenschaften, die er im Kerker gezeigt hatte, zu bewundern.

Der Kommandant, der während der letzten Zeit beinahe täglich Berichte von der großen Niedergeschlagenheit Trenck's empfangen hatte, hielt ihn für so angegriffen und schwach, daß er fürchtete, die allzu große Freude über seine plötzlich erlangte Freiheit möchte ihm schädlich sein, und er beschloß daher, ihm die Freudenbotschaft nur nach und nach mitzutheilen. Um dies mit der möglichsten Schonung und Vorsicht zu thun, begab er sich selbst in sein Gefängniß und nicht wenig erstaunte Trenck, als kurz nach der wie gewöhnlich bei der Ablösung der Wache vorgenommenen Visitation die Thüren seines Kerkers schon wieder rasselten, und der Kommandant zu ihm eintrat.

„Mein lieber Trenck,“ sagte er sehr freundlich, „heute bringe ich Ihnen zum ersten Male eine gute Nachricht. — Der Herzog Ferdinand hat bei dem Könige ausgewirkt, daß man Ihnen die Fesseln abnimmt, und ich erfülle mit wahrer Freude den mir gewordenen Befehl.“

Damit winkte er einem Schlosser, den er mit-

gebracht hatte, und dieser trat heran, seine Arbeit zu verrichten.

Mit Staunen hatte Trenck die Worte des Kommandanten vernommen, als er aber sah, wie eine Menge Neugieriger sich in die Thür drängten, und wie Alle mit freudestrahlenden Gesichtern auf ihn blickten, da erwachte die Vermuthung in ihm, und als der Kommandant nun, während der Schlosser mit der Beseitigung der Ketten beschäftigt war, zu ihm sagte: „Auch ein besseres Zimmer soll ich Ihnen anweisen —" — da fiel er ihm freudig erregt in das Wort, und rief: „Herr Kommandant, gewiß bin ich frei, und Sie wollen mir nur die Freude nicht auf einmal bereiten, weil Sie fürchten, ich könnte sie nicht so gut ertragen, wie den jahrelangen Kummer. Aber sagen Sie mir nur die trockene Wahrheit grade heraus. Ich weiß mich zu mäßigen."

„Nun ja," sagte darauf der Kommandant, „Sie sind frei!" Dann umarmte er ihn und alle die Anwesenden folgten dem Beispiele. So ging er unter den herzlichsten Umarmungen und den Aeußerungen der aufrichtigsten Theilnahme von einer Brust an die andere.

„Was wünschen Sie für einen Anzug zu erhalten?“ fragte der Kommandant, sobald die ersten Freudenäußerungen vorüber waren.

„Meine Uniform!“ entgegnete Trenck, und ein Schneider, der bereits geholt worden war, nahm auf der Stelle das Maß.

„Meister,“ sagte der Kommandant, „morgen früh muß die Uniform fertig sein.“

„Morgen früh?“ wiederholte der Schneider. „Herr Kommandant, das ist wegen des Christfestes nicht möglich!“

„Vielleicht wird es möglich sein,“ sagte der Kommandant lächelnd, doch mit strengem Tone, „wenn ich Sie und Ihre Gesellen in diesen Kerker sperren lasse!“

Diese Drohung machte in der That die vorgebliche Schneider-Unmöglichkeit zur Möglichkeit, und unter den heiligsten Betheuerungen wurde die Ablieferung der Uniform für den nächsten Morgen versprochen und erfolgte auch wirklich pünktlich.

Sobald der Schmied die Fesseln Trenck's abgenommen hatte, wurde dieser in die Offizier-Wachstube geführt, und hier nochmals von Vielen, die inzwischen herbeigeeilt waren, auf das Herzlichste

beglückwünscht. Darauf nahm der Platzmajor ihm den Eid ab, den damals alle Staatsgefangenen bei ihrer Entlassung zu schwören hatten, und dann die folgenden, auf ihn speciell sich beziehenden Punkte:

daß er sich an Niemand rächen wolle;

daß er weder die preußischen noch die sächsischen Grenzen betreten wolle;

daß er über Alles, was ihm geschehen, weder schreiben noch sprechen wolle; und endlich:

daß er bei Lebzeiten des Königs Friedrich II. von Preußen keinem andern Monarchen weder im Militär noch im Civil dienen wolle.

Als dieser Eid abgelegt war, trat der Ueberbringer der Freiheit, Graf Schlieben, zu Trenck und übergab demselben einen Brief des General Riedt, der ihm mit einigen herzlichen Worten schrieb, daß es ihn aufrichtig freue, bei dem Könige von Preußen Gelegenheit gehabt zu haben, seine Freilassung zu bewirken. Glaube er, ihm dafür Dank schuldig zu sein, so solle er diesen dadurch beweisen, daß er bereitwillig und ohne Säumen alles Das thue, was Graf Schlieben von ihm verlangen würde, der beauftragt sei, ihn bis Prag zu begleiten.

„Mein lieber Trenck,“ sagte hierauf Graf

Schlieben, „ich habe von dem Könige den Befehl erhalten, Sie noch diese Nacht von hier fort und in einem bedeckten Wagen über Dresden nach Prag zu bringen, und nicht zu gestatten, daß Sie während der Reise mit irgend Jemand sprechen. General Riedt hat mir zur Bestreitung der Reisekosten dreihundert Dukaten gezahlt. Davon will ich nun sogleich einen Wagen kaufen; da es aber nicht möglich ist, noch heute alle Vorbereitungen zu beendigen, habe ich mit dem Herrn Kommandanten verabredet, daß wir erst künftige Nacht von hier abreisen."

Trenck versprach sehr gern, Alles zu befolgen, was von ihm gefordert wurde. Dann benutzte er seine Freiheit, indem er zuerst das in seinem Kerker noch an verschiedenen Orten versteckte Geld holte, im Ganzen siebenzig Dukaten. Davon traktirte er zunächst die ganze Wache, schenkte aber außerdem jedem Mann einen Dukaten und jeder der beiden Schildwachen, die den Posten vor seiner Thür hatten, als ihm die Freiheit verkündet wurde, drei Dukaten. Dem Offizier der Wache schickte er von Prag aus ein schönes Geschenk.

Zunächst machte Trenck nun auf den Wällen

einen Spaziergang, um sich an Luft und Licht, die er lange Jahre entbehrt hatte, wieder zu gewöhnen. Dann aber drängte ihn sein Herz, eine Schuld der Dankbarkeit gegen einen Verstorbenen abzutragen. — Er hatte nämlich schon während seiner Gefangenschaft erfahren, daß sein treuer Gefhardt gestorben sei, und daß dessen Frau sich, während ihr Mann im Felde stand, mit einem jungen Burschen eingelassen hätte, dem sie unbedachtsam anvertraute, sie sei durch Trenck im Besitz von tausend Gulden. Der Bursche hatte darauf Geld von ihr verlangt, auch ziemlich viel erhalten, dies aber auf eine so prahlerische Weise ausgegeben, daß die Polizei auf ihn aufmerksam wurde, und ihn zur Untersuchung zog, um zu erfahren, woher er das Geld hätte. So war die Wahrheit an den Tag gekommen und die Frau Gefhardt's mit zwei Jahren Zuchthaus bestraft worden, ihr Mann jedoch straflos geblieben, weil er eben im Felde stand, wo er bald darauf im Lazareth starb. Seine Wittwe suchte Trenck jetzt auf, und gab ihr das letzte Geld, welches er von seinen siebenzig Dukaten noch übrig hatte.

Auch der Wittwe des Mannes, der sich vor seinem Fenster erhenkt hatte, schenkte Trenck dreißig

Dukaten, die ihm Graf Schlieben zu diesem Zwecke von dem Reisegelde verabfolgte.

Die Nacht brachte Trenck in der Wache zu, deren Mannschaft, von ihm traktirt, lustig und guter Dinge war, während er sich einer gewissen Niedergeschlagenheit nicht zu erwehren vermochte, denn er fühlte sich von dem Wechsel seiner Lage angegriffen, beinahe betäubt.

Während des Tages, den Trenck nun noch frei in Magdeburg zubrachte, empfing er zahlreiche Beweise der Theilnahme, ja sogar der Freundschaft, Abends aber kam Graf Schlieben in einem geschlossenen, mit vier Postpferden bespannten Wagen, um ihn abzuholen, und mit dem Anbruch der Nacht verließ er den Ort, an welchem er zehn Jahre seiner schönsten Jugendzeit unter den härtesten Martern und Entbehrungen zugebracht hatte.

## Viertes Kapitel.

Es klingt nach dem, was wir von Trenck's Einkerkerung in Magdeburg erzählt haben, unglaublich und dennoch ist es wahr, daß er selbst in seiner Lebensbeschreibung sagt, lieber würde er abermals auf zehn Jahr nach Magdeburg zurückkehren, und Alles, was ihm dort widerfuhr, nochmals erleben, als das zum zweiten Male durchmachen, was er nach seiner Befreiung in Wien zu erdulden hatte. In der That ist auch die Behandlung, die Trenck nach seiner Ankunft in Wien erlitt, ganz unglaublich, aber man fühlt sich nicht berechtigt, an der Wahrheit seiner Mittheilungen zu zweifeln, da er in der Einleitung zu seiner Selbstbiographie feierlich sagt:

„Trage ich Unwahrheiten in diesem Buche vor,

„so haue mir der Büttel die Hand vom Rumpfe, „mit welcher ich geschrieben habe; und die Nachwelt „heiße mich noch im Grabe einen Schurken.“

Eben dadurch aber, daß man an der Wahrheit des Gesagten nicht zweifeln darf, gewinnen die Mittheilungen des so arg mißhandelten Mannes an Interesse. — Dennoch werden wir über den Rest seines noch übrigen, von Sorgen vielfach bedrückten Lebens mit verhältnißmäßiger Kürze hinweggehen.

Am 2. Januar des Jahres 1764 langte Trenck in Prag in Begleitung des Grafen Schlieben an, und dieser übergab ihn noch an demselben Tage dem Gouverneur von Prag, Herzog von Zweibrücken. Dieser empfing ihn gnädig und sogar liebreich, und er und Graf Schlieben wurden die beiden ersten Tage bei ihm zur Tafel geladen; auch zahlte er an Trenck dreitausend Gulden aus, die von dessen Gelde bei ihm eingegangen waren. Trenck equipirte sich hier völlig, schickte dem General Reidt die vorgestreckten dreihundert Dukaten zurück, deren Erstattung derselbe gefordert hatte, obgleich er von Trenck zehntausend Gulden erhalten.

Trenck beschloß in Prag, wo er ein Gegenstand allgemeiner Neugier und Theilnahme war, einige

Tage zu rasten, bevor er die Reise nach Wien antrat, allein zu seinem Staunen sollte er erfahren, daß er nicht freier Herr seines Willens sei, denn noch ehe er seine Weiterreise beabsichtigte, wurde er dazu gezwungen, indem von Wien eine Stafette eintraf, welche dem Herzoge von Zweibrücken den Befehl überbrachte, Trenck sofort unter Eskorte als Arrestanten nach Wien zu schicken. Ein Grund für die Verhaftung war nicht angegeben, und der Herzog wußte sich dieselbe nicht zu erklären, noch weniger aber Trenck selbst, der sich nicht der kleinsten That bewußt war, die ihm in Oesterreich hätte als Vergehen angerechnet werden können. Er mußte sich indeß der ungerechten Gewalt fügen, und im eigenen Wagen zwar, aber auch auf eigene Kosten für sich und seine Begleiter, in Gesellschaft des Hauptmann, Graf Mela und zweier Unteroffiziere, die Reise nach Wien machen. Hier wurde er als Arrestant in eine Kaserne abgeliefert und in das Zimmer des Lieutenant von Blonket gebracht, welcher Befehl hatte, ihn an Niemand schreiben, auch mit Niemand sprechen zu lassen, als mit Denen, welche dazu einen Erlaubnißschein des Hofrath Kämpf oder des Hofrath Hüttner vorweisen könnten.

Diese Mittheilung löste für Trenck zwar zum Theil das Räthsel, denn die beiden genannten Männer waren, wie bereits mehrfach erwähnt wurde, während seiner Gefangenschaft die Administratoren seines Vermögens gewesen, und daß nach seiner unerwarteten Freilassung die Nothwendigkeit, ihm über ihre Verwaltung Rechnung ablegen zu müssen, ihn in ihren Augen als einen gefährlichen Feind erscheinen ließ, wunderte ihn nicht. Aber durch welchen Einfluß und unter welchem Vorwande sie seine Verhaftung bewirkt hatten, das blieb ihm noch immer ein unauflösbares Räthsel.

Wie in Preußen, so wurde ihm auch hier wieder die Freiheit entzogen, ohne daß man es für nöthig fand, ihm auch nur den Grund seiner Verhaftung mitzutheilen und sechs Wochen saß er bereits, streng bewacht, im Arrest, über das, was man mit ihm vor hatte, völlig im Dunkeln. Indeß verbreitete sich das Gerücht seiner Anwesenheit und seiner Gefangenhaltung, und der Oberst Graf d'Alton, in der Kaserne von dessen Regiment Trenck gefangen gehalten wurde, fand sich zu einem Besuche bei ihm bewogen. Trenck ergriff begierig diese günstige Gelegenheit, sich über seine Verhältnisse

auszusprechen und dem Grafen seinen Verdacht mitzutheilen, weshalb man ihn der Freiheit beraubt hielt. Graf d'Alton, ein wahrer Ehrenmann, hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und als er geendet hatte, gab er ihm das Versprechen, sich seiner anzunehmen und Alles aufzubieten, um ihm zu seinem Rechte, zunächst aber zu seiner Freiheit, zu verhelfen. Dann jedoch erfuhr Trenck aus des Grafen Munde, wie es um die Veranlassung zu seinem Arreste eigentlich stand.

Man hatte nämlich durch verschiedene Kanäle der Kaiserin zu Ohren gebracht, die lange Gefangenschaft in Magdeburg und die damit verbundenen Martern hätten Trenck wahnsinnig gemacht; er wüthe und rase beständig in den furchtbarsten Drohungen der Rache gegen den König von Preußen; es sei daher höchst gefährlich, ihm die Freiheit zu gewähren, denn wenn man dies thue, würde er ganz zuverlässig in seiner Raserei auf eine oder die andere Weise Unheil stiften. Deshalb hatten seine Feinde, unter denen sich sehr einflußreiche Personen befanden, den Vorschlag gemacht, ihn als Irrsinnigen durch Einsperrung in der Festung unschädlich zu machen. Ohne die glückliche Einmischung des Grafen

d'Alton würde er wahrscheinlich schon binnen kurzer Zeit diesem neuen Kerker zugeführt worden sein, und einmal dort, und für wahnsinnig gehalten, würde er wahrscheinlich den ganzen Rest seines Lebens in der Gefangenschaft zugebracht haben. Auch durch verschiedene andere Verleumdungen und falsche Angaben hatte man die edelherzige Maria Theresia zu überzeugen gewußt, daß es nothwendig sei, Trenck unter Aufsicht und Kuratel zu stellen.

So standen die Sachen, als der Oberst d'Alton, der den redlichsten Willen hatte, sein Versprechen zu erfüllen, der sich aber überzeugte, daß er, um die angesponnenen Intriguen zu hintertreiben, Bundesgenossen haben müßte, mit der Oberhofmeisterin, Gräfin Paar, über Trenck sprach, um diese würdige Frau, welche sehr viel bei der Kaiserin galt, für seinen Schützling zu gewinnen. Während sie noch von Trenck sprachen, trat der Kaiser zu ihnen, und da er den Namen gehört hatte, sagte der gutmüthige, menschenfreundliche Monarch:

„Der arme Mensch thut mir wirklich sehr leid, aber nach dem, was er zu erdulden hatte, ist es freilich nicht zu verwundern, daß er den Verstand

verlor! — Ist denn aber gar keine Hoffnung, daß sein Wahnsinn, seine Tobsucht, sich legen werden?"

„Euer Majestät," sagte Graf d'Alton, „Trenck ist jetzt seit sieben Wochen als Arrestant in meiner Kaserne; ich sah und sprach ihn selbst mehrmals, und ich kann auf mein Ehrenwort die Versicherung geben, daß ich nie einen ruhigeren und vernünftigeren Menschen gesehen habe. Es müssen gar arge Kabalen gegen ihn geschmiedet sein, daß man ihn wie einen Wahnsinnigen behandelt und auch bei Hofe für einen solchen hält; aber ich verbürge mich dafür, daß er es nicht ist."

„Das ist ja aber abscheulich!" sagte der gerechtigkeitsliebende Monarch und entfernte sich, ohne ein Wort weiter zu sagen; indeß schon am nächsten Tage zeigte es sich, daß er den Bericht nicht mit Gleichgültigkeit vernommen hatte, denn auf seinen Befehl kam der Graf Thurn, Oberhofmeister des Erzherzog Leopold, in den Arrest zu Trenck, um mit diesem ein längeres Gespräch zu haben und sich dabei von seinem Seelenzustande zu überzeugen. Trenck erkannte in dem Grafen Thurn einen Ehrenmann, dem er sein ganzes Vertrauen schenken durfte und er that dies auch mit der größten Offenheit

und ohne allen Rückhalt. Er theilte demselben mit, auf welche Weise er während seiner Gefangenschaft in Magdeburg zweimal in Wien verrathen worden war, und fügte dann hinzu, daß auch dieser letzte tödtlich gemeinte Streich unfehlbar von seinen Administratoren herrühre, die ihn Zeitlebens unter Kuratel zu behalten wünschten, um sich dadurch der Rechnungsablegung zu entziehen.

Graf Thurn überzeugte sich bald, daß der Mann, mit dem er sprach, vollkommen seines Verstandes mächtig sei, und zwar eines sehr scharfen, klaren Verstandes, und nach einer Unterhaltung, die beinahe zwei volle Stunden währte, hatte Trenck das ganze Vertrauen und die herzlichste Theilnahme des Grafen Thurn in so hohem Grade gewonnen, daß er von da ab bis zum Tode sein aufrichtiger Freund war. Auch schied er mit dem Versprechen, sich aus allen Kräften für Trenck zu verwenden, und schon am folgenden Tage machte er sein Versprechen wahr, indem er kam, um Trenck zu einer Audienz bei dem Kaiser abzuholen. Der Kaiser hörte ihn eine ganze Stunde mit der größten Theilnahme an, und ward endlich durch das, was er vernahm, so gerührt, daß er plötzlich vom Stuhle aufsprang und dem

Nebenzimmer zueilte, um seine Thränen zu verbergen, Trenck aber sah sie fließen, stürzte ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee und dankte mit gebrochener Stimme für so viel Mitgefühl.

Die Wirkung dieser Audienz blieb nicht aus und schon am nächsten Tage wurde Trenck seines Arrestes entlassen. Durch die Vermittelung der Gräfin Paar, der er seinen Dank für ihr Fürwort abstattete, erhielt er nun auch eine Audienz bei Maria Theresia. Auch diese empfing ihn gnädig, aber die Hoffnung, durch sie Gerechtigkeit zu erlangen, mußte er aufgeben, denn nach einigen freundlichen Worten der Theilnahme für seine Leiden, des Lobes für seine Standhaftigkeit und Treue, sagte die Kaiserin: „Ich weiß, was für gottlose Streiche Ihm in Wien gespielt worden sind, aber ich verlange von Ihm, die Vergangenheit ruhen zu lassen und Seinen Feinden zu verzeihen. Vermeide Er neue Verdrießlichkeiten und absolvire Er ohne Weiteres Seine Rechnungsführer!"

Trenck wollte etwas erwiedern, sie ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern sagte in dem ihr eigenen gebietenden Tone:

„Ich weiß Alles; aber klage Er über nichts

und thue Er, was ich von Ihm fordere. — Ich werde Ihm gewiß Alles ersetzen. — Er braucht Ruhe und verdient sie."

Nach einer so entschieden ausgesprochenen Willensmeinung blieb Trenck natürlich nichts übrig, als sich zu fügen, und schon am folgenden Tage unterschrieb er, unter der Zeugenschaft des Herrn von Pistrich und des Hofrath von Ziegler auf Befehl Folgendes:

Ich erkläre hiermit:

1) Daß ich das Trenck'sche Testament für gültig erkenne.
2) Daß ich auf die slavonischen Güter renuncire und mich allein der Gnade der Monarchin überlasse.
3) Daß ich meine Kuratoren und Rechnungsführer solennissime absolvire.
4) Daß ich mich nicht in Wien aufhalten will.

Die Wüth, der Schmerz über eine solche Behandlung, wohl auch die Folgen der in Magdeburg überstandenen Leiden, brachten Trenck, noch ehe er die indirect ausgesprochene Verbannung aus der Residenz, wo er seinen Feinden zu gefährlich erschien, auf das Krankenlager und dem Tode nahe. Die

Kaiserin erfuhr seinen Zustand, empfand Mitleid mit ihm, und schickte ihm ihre eigenen Leibärzte, auch einen barmherzigen Bruder als Krankenwärter, ein Beweis der Theilnahme, der freilich dadurch an Werth verlor, daß Trenck nach seiner Genesung diese Pflege aus seinem Beutel bezahlen mußte.

Trenck suchte nun, so weit es die ihm abgepreßte Erklärung noch zuließ, sein Recht zu verfolgen, indem er, gestützt auf die Zusicherung der Kaiserin „sie würde ihm Alles ersetzen" — für verschiedene, ihm ungesetzlich und widerrechtlich entzogene, mitunter sehr bedeutende Summen, Ersatz forderte, nein, sogar als Gnade erbat, aber Alles blieb vergeblich; Nichts wurde ihm gewährt und in den meisten Fällen erhielt er nicht einmal eine Antwort auf seine verschiedenen Eingaben. Eine einzige Art von Gnadenbezeigung wurde ihm indeß ungesucht zu Theil, indem ihm das Patent als Major zugeschickt wurde, aber nur als eine Gunstbezeigung, ein leerer Titel, ohne wirkliche Anstellung oder nur die Aussicht auf eine solche.

Voll Empörung und Widerwillen muß Jeder, in dessen Busen das Gefühl für Recht und eine gewissenhafte Handhabung der Gesetze noch lebendig

ist, sich von dergleichen Schilderung der Schikanen und der gröbsten Verletzungen des Rechtes nicht nur, sondern sogar der Billigkeit, abwenden, und wie wir dies bereits in dem ersten Theile thaten, gehen wir auch jetzt rasch über die Schilderung der Art hinweg, bei denen Trenck mit einer gewissen Vorliebe verweilt, was man ihm freilich nicht verargen kann, da er so sehr darunter litt.

Er entdeckte zahlreiche Veruntreuungen der schändlichsten Art, deren seine Administratoren sich schuldig gemacht hatten; er fand hinlängliche Beweise auf, um sie zur Rechenschaft ziehen zu können, aber — er durfte dies nicht, denn er hatte sie ja auf kaiserlichen Befehl im Voraus „solenniter absolvirt!!"

---

Uebrigens hätte es des Versprechens, Wien zu meiden, bei Trenck kaum bedurft, denn während seiner langen Einsamkeit hatte er sich an das einsame, scharfe Denken so sehr gewöhnt; er hatte durch die Vergleichung der verschiedenen Lagen und Glücksumstände, in denen er sich befunden, während er innerlich unverändert geblieben war, eine so mächtige Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller Außendinge gewonnen, daß das lebendige Treiben des Wiener Lebens, besonders des Lebens bei Hofe, wo ihm Alles nur als leerer Schein, als lächerlicher Tand, als Falschheit, Heuchelei und gemeine Kriecherei erschien, ihm je länger desto lästiger wurde, und daß er sich lebhaft nach irgend einem stillen Winkel sehnte, wo es ihm vergönnt wäre, mehr sich selbst zu leben, mehr er selbst zu sein. Die Gelegenheit zur Erreichung dieses Wunsches sollte sich auch bald nach seiner völligen Genesung von der erwähnten schweren Krankheit bieten.

Weil Trenck die Nothwendigkeit erkannte, zu der Verfolgung seiner Ansprüche sich einflußreiche Freunde und Gönner zu gewinnen, mied er die glänzenden Zirkel nicht, so sehr ihn dieselben anwiderten. Eines Tages nun, als er der Gräfin

Paar eine Visite machte, fand er bei derselben den Feldmarschall Loudon, der von ihr Abschied nahm, weil er nach Aachen in das Bad reisen wollte. Die Kaiserin kam dazu. Es wurde von der Reise Loudons gesprochen, und Maria Theresia wendete sich zu Trenck mit den Worten:

„Trenck, Ihm wäre das Bad in Aachen zur Wiederherstellung Seiner Gesundheit auch nothwendig."

Diese Worte, die allenfalls auch für einen befehlenden Wink gelten konnten, bestimmten Trenck, und nach drei Tagen folgte er Loudon nach Aachen, wo er drei Monate in dem Umgange mit demselben zubrachte, und neben ihm der Löwe des Tages war; denn alle Welt wollte Loudon und Trenck sehen, der Erstere merkwürdig wegen seines Glückes als Feldherr, der Letztere kaum minder merkwürdig wegen seines Unglückes als Gefangener.

Der Umgang Loudons, der an Lebenserfahrung überreich war, und in Wien ebenfalls oft gegen Feinde zu kämpfen gehabt hatte, verscheuchte einigermaßen den Mißmuth und Trübsinn, dem Trenck, ganz im Gegensatze zu seinem ursprünglich so heitern Character, sich seit einiger Zeit hingegeben hatte; das Leben in Aachen und Spaa, wo Menschen

aus den verschiedensten Ländern, ja sogar aus verschiedenen Welttheilen, zusammenkamen, gefiel ihm, besonders auch durch die gleichmachende Ungezwungenheit des Umganges, denn Trenck hatte sich allmählig daran gewöhnt, den Menschen mehr nach seinem innern Werthe zu schätzen, als nach Geburt, Rang, Titeln und Würden.

Er sollte indeß dieser stillen Zufriedenheit nicht lange genießen, denn als er kaum vier Wochen in Aachen gewesen war, schrieb ihm die Gräfin Paar, die sich fortwährend lebhaft für ihn interessirt hatte, die Kaiserin hätte für ihn gesorgt, und sein Glück wäre gesichert, sobald er nach Wien zurückkehrte. Neugierig, worin dieses Glück bestehen möchte, beeilte er seine Rückreise nach Wien um so mehr, da er eben damals Ursache hatte, sich ein gesichertes Glück zu wünschen. Kaum in Wien angelangt, suchte er daher sogleich die Gräfin Paar auf, und diese verschaffte ihm schon in den nächsten Tagen eine Audienz bei der Kaiserin. Diese betrachtete ihn mit sehr gnädigen Blicken und sagte dann mit freundlichem, wohlwollenden Tone:

„Trenck, ich will Ihm zeigen, daß ich Wort halte. — Ich habe für Sein Glück gesorgt; ich will

Ihm eine reiche und sehr vernünftige Frau geben."

Trenck, der die bis zur Leidenschaft gesteigerte Schwäche Maria Theresia's kannte, Ehestiftungen nach ihrem Sinne zu bewirken, ohne sich dabei sonderlich um die Zustimmung und die Herzen der durch das heiligste Band zu Vereinigenden zu kümmern, erschrak heftig bei der Verkündigung eines solchen Glückes und stammelte mit sichtlicher Verlegenheit:

„Meine allergnädigste Monarchin, — ich kann mich noch nicht entschließen, zu heirathen, — und wenn es ja geschehen sollte, so habe ich in Aachen schon meine Wahl getroffen!"

„Er ist also noch nicht vermählt?" fragte die Kaiserin.

„Nein; aber verlobt!"

„Nun, das thut nichts! Das werde ich schon arrangiren, denn ich habe Ihm die reiche Wittwe des Herrn von *** bestimmt, die sich auch mit meiner Wahl bereits vollkommen einverstanden erklärt hat. Sie ist eine kluge Frau und besitzt eine Revenue von funfzigtausend Gulden jährlich, eine solche Frau aber braucht Er, um ruhig zu leben."

Man kann sich denken, welchen Schreck Trenck bei der Nennung der ihm durch die kaiserliche Gnade

bestimmten Zukünftigen empfand, wenn man erfährt, daß diese kluge Frau von *** eine alte Betschwester von dreiundsechzig Jahren war, geizig, einfältig und zänkisch. Nach kurzem Besinnen, während dessen er sich von seiner ersten Ueberraschung erholt hatte, sagte Trenck daher mit der ihm eigenthümlichen Offenheit:

„Euer Majestät die Wahrheit zu gestehen, würde ich diese Frau nicht mögen, und wenn sie alle Schätze der Welt besäße. — Ich will in der Ehe nicht unglücklich, sondern glücklich werden. Ueberdies habe ich auch in Aachen mein Ehrenwort verpfändet, und das will ich als ehrlicher Mann halten."

Die Kaiserin war über diese dreiste Antwort sehr ungehalten, und voll Aerger, sich in ihrer Ehestiftungs-Leidenschaft gehindert zu sehen, sagte sie scharf und mit dem Ausdrucke der Geringschätzung:

„Sein Eigensinn ist an alle Seinem Unglück Schuld. Nun, folge Er Seinem Kopfe! — Viel Glück!"

Damit war die Audienz beendigt und Trenck hatte für immer unrettbar die Gunst Maria Theresia's verscherzt.

Trenck hatte zwar durch die Versicherung, er sei in Aachen verlobt, die Kaiserin getäuscht, denn

die Verlobung war noch nicht öffentlich und in aller Form erfolgt, wohl aber hatte er mit seiner nachmaligen Frau das Geständniß der Liebe ausgetauscht und bei der von ihm getroffenen Wahl verhieß ihm Alles das Glück der Ehe. Er kehrte daher im Dezember 1765 nach Aachen zurück und verheirathete sich daselbst mit der jüngsten Tochter des ehemaligen regierenden Bürgermeisters de Bröe zu Diepenbendt.

Ein Jahr lang lebte Trenck nun in Aachen in den glücklichsten ehelichen Verhältnissen, ohne daß sein Leben durch irgend ein außerordentliches Ereigniß bezeichnet oder getrübt wurde. Sein Haus war der Sammelplatz aller ausgezeichneten und berühmten Fremden, welche durch den Gebrauch der Bäder nach Aachen geführt wurden, und Trenck knüpfte auf diese Weise eine Menge der interessantesten Bekanntschaften an, durch die er auch mit weiteren Kreisen in Verbindung trat. Unter diesen heben wir besonders Gellert hervor, den Trenck in Leipzig besuchte, und der ihm in der Folge aufrichtig zugethan blieb. Trenck zeigte dem liebenswürdigen Gelehrten seine Manuscripte und fragte ihn um Rath, in welchem Fache er als Schriftsteller auftreten sollte, denn dies überhaupt zu thun, dazu

war er entschlossen, da sein Geist viel zu feurig war, um ihm die Unthätigkeit erträglich erscheinen zu lassen. Gellert rieth ihm dazu, das Feld der Fabel und der Erzählung zu kultiviren, und warnte ihn vor der allzugroßen Freimüthigkeit, Schärfe und Bitterkeit, die er seinen politischen Schriften zum Vorwurf machte. Und hätte Trenck seines edlen Freundes Warnung beachtet, so würde er sich manchen Kummer, manche Verfolgung erspart, manche Feindschaft nicht zugezogen haben.

Im Dezember 1766 beschenkte Trenck's Frau ihn mit seinem ersten Sohne, und Trenck, der von dem Kaiser Joseph, sobald derselbe zur Regierung gekommen sein würde, bei dessen unparteiischer Gerechtigkeitsliebe eine wenigstens theilweise Vergütung der ihm angethanen Unbilden hoffte, ersuchte den österreichischen Residenten, Kämmerer und Oberst, Baron Ripperda, das Kind, dem er den Namen Joseph gab, im Namen des Kaisers aus der Taufe zu heben, worauf er nachträglich den Kaiser um seine Genehmigung bat, indem er schrieb, daß er den Knaben zu einem treuen Diener des österreichischen Kaiserhauses erziehen würde, und des Kaisers Schutz

für denselben erbat. Darauf erhielt er das folgende eigenhändige Handschreiben:

„Lieber Obristwachtmeister
Baron Trenck!

„Ich nehme in Gnaden auf, daß Sie, ob„wohl ohne mich vorhero darum zu fragen, „Ihrem Sohne den Namen Joseph beigelegt, „auch den Baron Ripperda gewählt haben, um „bei der Taufe meine Stelle zu vertreten. Zu „einem Merkmal meiner Ihnen künftig zuwenden „wollenden besten Gesinnung, mache Ihnen hier„mit zu wissen, daß ich Ihre Gage künftig nicht „in Wien, sondern in Brüssel zu beziehen aus „erheblichen Ursachen angewiesen habe.

„Ihre patriotischen und mir wohlgefälligen „Schriften können Sie fortsetzen, und mir ein„schicken, weil ich die Wahrheit allezeit gern lese; „lieber wird es mir aber sein, wenn ich sie in „natürlicher Gestalt, als in satyrischer Einkleidung, „lesen kann.

„Ich bin Ihr
„Joseph."

Daß dies nicht leere Worte des Kaisers waren, geht daraus hervor, daß Trenck bald darauf Befehl

erhielt, mit dem Baron Röder, dem Kabinetssecretär des Kaisers, in Correspondenz zu bleiben. Allein ein Resultat wurde durch die Eingaben Trenck's nicht herbeigeführt, denn er schrieb zu freimüthig, nannte das Kind zu offen bei dem wahren Namen, schonte kein Ansehen der Person, und trotz seines und des Kaisers redlichem Willen wußten zahlreiche Intriguen alle Bemühungen Trenck's, sich seinem Vaterlande wahrhaft nützlich zu machen, zu hintertreiben.

Im Jahre 1767 veröffentlichte Trenck von Aachen aus den macedonischen Helden, der viel Aufsehen machte, mit dem aber die Kaiserin Maria Theresia sehr unzufrieden war, und der ihm die Verfolgungen der Jesuiten, die bisher heimlich geblieben waren, nun auch öffentlich zuzog. Auf welche Weise man ihn zu bestrafen wußte, sollte er schon im nächsten Jahre erfahren, denn als er einem Freunde den Auftrag gab, in Brüssel seine vierteljährige Gage zu heben, wurde seine Quittung unter dem Bemerken zurückgewiesen, der Hofkriegsrath in Wien hätte auf diese Gage Beschlag gelegt, weil Trenck in Wien verurtheilt worden sei, dem Agenten Bussy einen Wechsel von siebenhundert Gulden nebst

den Zinsen für siebenzehn Jahre zu bezahlen. Dieser Bussy aber war ein bekannter Betrüger und Trenck demselben keinen Kreuzer schuldig. Deshalb reiste er sogleich mit Extrapost nach Wien, um den Betrug aufzudecken, aber er fand kein Gehör, wurde vielmehr aus dem Grunde abgewiesen, weil die Sache bereits abgeurtheilt und entschieden sei. Nur durch die Vermittelung des Kaiser Joseph brachte er es dahin, daß ihm eine Revision des Prozesses zugestanden wurde. Gleich in dem ersten Termin wurde der Wechsel als falsch erkannt; denn er war nicht nur an einigen Stellen radirt, sondern sogar aus Wien von einem Tage datirt, an welchem Trenck schon seit einem Jahre in Magdeburg in der strengsten Haft gesessen hatte. Dennoch wurde, trotz anderer, dabei vorgefallener und erwiesener Fälschungen, die Sache vier ganze Jahre verschleppt, und obgleich endlich der Spruch zu Gunsten Trenck's ausfiel, so war ihm dadurch doch wenig geholfen, denn abgesehen davon, daß er mehrmals deshalb nach Wien reisen mußte, hatte er auch die ganzen Kosten mit dreitausendfünfhundert Gulden zu bezahlen, da sein als Betrüger verurtheilter Gegner nichts hatte.

Inzwischen benutzte Trenck den Umgang mit Fremden aller Nationen, zu dem sich ihm in Aachen und Spaa fortwährend die beste Gelegenheit bot, zur Erweiterung seiner Kenntnisse, namentlich in den Staatswissenschaften, und indem er sich mit Männern aller Parteien unterhielt, ohne selbst Partei zu nehmen, gewann er bald die klarste Einsicht in die Verhältnisse und Zustände verschiedener Länder. Noch mehr war dies der Fall, als er die Länder selbst kennen lernte, da er einen großartigen und weitverbreiteten Handel mit ungarischen Weinen angefangen hatte und zur Beförderung seiner Handelsgeschäfte vielfache Reisen unternahm.

Zu diesem Handel sah er sich durch die Nothwendigkeit gezwungen, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, denn von den Einkünften, die er aus Oesterreich hätte beziehen sollen, erhielt er so viel wie nichts, da er fortwährend große Prozeßkosten zu zahlen hatte.

Daß er bei den immerwährenden Ungerechtigkeiten und Rechtsverletzungen, gegen die er zu kämpfen hatte, und bei seinem ohnedies feurigen Character, oft nicht die gemäßigteste Sprache führte, ist leicht zu begreifen, und eben so leicht daher auch, daß es

seinen Feinden gelingen konnte, ihn als einen stets unzufriedenen und daher sehr gefährlichen Menschen zu schildern. Außer in seinem Vaterlande war Trenck aber überall, wohin er kam, eine sehr gesuchte Persönlichkeit, theils wegen seiner Liebenswürdigkeit, seiner vielseitigen und gediegenen Kenntnisse, theils aber auch, weil er durch seine Erlebnisse und Schicksale fortwährend Theilnahme und Neugier erweckte. Seinen nähern Umgang suchten namentlich auch mehrere hochgestellte Engländer. Diese kamen mit Hunden und Pferden zu ihm, um die Freuden der Jagd zu genießen, wozu er ihnen reiche Gelegenheit bieten konnte, da der Kurfürst von der Pfalz ihm im Jülich'schen ein ihm zugehöriges Jagdrevier überlassen hatte, und auch der regierende Reichsgraf von Merode ihm Schloß und Jagd für sich und seine Freunde zur freien Disposition stellte. Hier ergötzten sich die Engländer besonders an der Jagd auf Wölfe und Wildschweine, die sie in ihrem Vaterlande nicht haben.

Als sei Trenck dazu bestimmt, auf jede Weise Aufsehen zu machen und als ein ausgezeichneter Mensch zu erscheinen, trug sich hier ein Ereigniß

zu, durch welches er in der ganzen Gegend in den Ruf kam, ein Zauberer zu sein.

Trenck gerieth mit dem Präsidenten von Blankart wegen eines Jagdbezirkes in Streit, und da der Präsident sich dabei sehr ungeziemend benahm, schrieb ihm Trenck, er würde sich an einem Tage, den er bezeichnete, mit Degen und Pistolen auf dem streitigen Reviere einfinden, um den Streit auszugleichen. Natürlich erwartete Trenck, seinen Gegner zu finden, als er aber zu der festgesetzten Zeit in Begleitung einiger Jäger erschien, fand er den Platz von etwa zweihundert bewaffneten Bauern besetzt. Ohne sich lange zu besinnen, schickte er einen der Jäger zu den Bauern hinüber, und ließ ihnen sagen, wenn sie nicht augenblicklich Platz machten, würde er auf sie feuern. Wie mußte er aber lachen, als plötzlich, nachdem der Jäger kaum seinen Auftrag ausgerichtet hatte, die ganze feindliche Armee in wilder Flucht davonlief. Daran war aber nicht seine Drohung Schuld, sondern der zufällige Umstand, daß sich des heitern Augusttages ungeachtet ganz unerwartet ein dichter Nebel auf die Gegend in eben dem Augenblicke herabsenkte, als der Jäger die Botschaft Trenck's ausrichtete. Trenck machte

sich den panischen Schrecken der Bauern zu Nutze, ließ seine Leute auf dem streitigen Terrain ihre Gewehre abfeuern und rückte dann vor, bis auf den Schloßhof seines Gegners, wo er zum Zeichen des Triumphes die Jagdhörner eine schmetternde Fanfare blasen ließ. — Während des Vorrückens nach dem Schlosse des Baron Blankart waren auch auf Seiten der Feinde einige Schüsse gefallen, die indeß Niemand getroffen hatten, da es wegen des dichten Nebels kaum möglich war, Jemand zu sehen, geschweige denn sicher zu zielen.

Das Gerücht dieses Kriegszuges verbreitete sich mit so reißender Schnelligkeit, daß er zu der Frau von Trenck gelangte, noch ehe er selbst nach Haus zurückgekehrt war, und unter Furcht und Bangen sah sie seiner Ankunft entgegen, denn man hatte ihr gesagt, Trenck selbst sei mit einer großen Menge Verwundeter nach der Stadt gebracht worden. Damit begnügte sich indeß die Uebertreibung nicht, denn in der ganzen Gegend hieß es bald darauf, der Lutheraner sei ein Hexenmeister, und diese Behauptung fand willigen Glauben, denn zweihundert rechtgläubige Katholiken bezeugten, er hätte sich durch Heraufbeschwörung eines dichten Nebels unsichtbar

gemacht, um sich gegen die auf ihn abgefeuerten Kugeln zu schützen.

Dies Gerücht benutzte Trenck, der an allem Abentheuerlichen noch immer Vergnügen fand, bei einer andern, von ihm selbst herbeigeführten Gelegenheit. — Er veranstaltete eine große Wolfsjagd in den Wäldern von Montjoye. Außer seinen eigenen Leuten ließ er etwa vierzig Bürger und Bauern zur Begleitung einladen. Der erste Tag verging unter unbedeutenden Treiben, und die Nacht wurde in einer großen Köhlerhütte zugebracht, von wo am nächsten Morgen das Haupttreiben unternommen werden sollte. Trenck forderte die Bürger und Bauern auf, ihre Gewehre abzuschießen und dann frisch wieder zu laden, um am nächsten Tage bei ihren Schüssen auf die Wölfe sicher zu sein. Dann ließ er, um Unglück zu vermeiden, die sämmtlichen Gewehre in eine leere Kammer stellen und Wein und Branntwein in Menge schenken. Während nun die Bürger und Bauern so tapfer zechten, daß sie bald benebelt wurden, mußten die Jäger Trenck's aus den bei Seite gestellten Gewehren heimlich die Kugeln ausziehen, einige aber, damit sie tüchtige Maulschellen versetzten, mit Pulver dafür

doppelt laden. — Als nun am Morgen die ganze Gesellschaft aufbrach, fingen die Jäger, die Trenck zu Vertrauten gemacht hatte, an, von den Hexereien ihres Herrn zu erzählen, von dessen Nebel- und Schußfest-Machen, doch so, daß Trenck es, wie zufällig, hören mußte. Sogleich drehte er sich um und fragte: „Was schwatzt Ihr da?"

„Gnädiger Herr," antwortete einer der Jäger, „die Bauern wollen es nicht glauben, daß Sie die Kugeln auffangen können."

„Nun," sagte Trenck lachend, „so mögen Sie es probiren! — Wer hat Lust dazu?"

Anfangs bezeigte Keiner dazu Lust, endlich entschloß sich aber doch Einer, und schoß aus geringer Entfernung auf Trenck. Dieser hatte schon vorher eine bereitgehaltene Kugel in die Hand genommen und nach dem Schusse zeigte er sie vor, als hätte er sie aufgefangen. Während die Bürger und die Bauern noch mit offenem Munde, staunend über dies Wunder, dastanden, rief ihnen Trenck zu: „Ihr könnt Alle auf mich schießen; aber nur Einer nach dem Andern!" — Dieser Aufforderung wurde beinahe augenblicklich gefolgt, Trenck aber machte allerhand Wendungen und Bewegungen, als

machte es ihm Mühe, die nicht gut gezielten Kugeln zu fangen und warf dazwischen bald hier bald dort eine auf den Fußboden. Einige der Schützen bekamen von der doppelten Ladung so derbe Stöße, daß sie beinahe niederstürzten, und Alle sahen mit ängstlicher Scheu auf den Hexenmeister, dessen schwarze Kunst jetzt kein Einziger mehr bezweifelte. Deshalb wollte aber auch Keiner gemeinschaftlich mit ihm jagen und Einer nach dem Andern schlich sich heimlich nach Hause, worauf er mit seinen Jägern allein eine sehr glückliche Jagd machte. Am nächsten Sonntage schon wurde in Aachen von mehreren Kanzeln gegen den Schwarzkünstler gedonnert, und obgleich die Jäger später den wahren Zusammenhang erklärten, fanden sie doch keinen Glauben, und Trenck war und blieb der gefürchtete Hexenmeister. Dieser Glaube war es wahrscheinlich, der Trenck aus zahlreichen Gefahren errettete, welche seine Feinde ihm bereiteten. Diese Feinde hatte er ganz besonders unter dem Klerus und dessen blinden Anhängern und er vermehrte sie noch, als er im Jahre 1772 die Wochenschrift „der Menschenfreund" herausgab, in welcher er ohne alle Rücksicht oder Furcht Aberglaube und Heuchelei bekämpfte, und so ein

tapferer Vorfechter auf der Bahn wurde, welche nach ihm vielfältig siegreich gegen Dummheit und Ungerechtigkeit verfolgt worden ist. Bei Trenck gehörte dazu aber ungleich mehr Muth, als bei seinen Nachfolgern. Die Feindschaft, die er dadurch hervorrief, trat so offen zu Tage, daß an einem und demselben Sonntage neun Priester ihn unter Nennung seines Namens für einen Zauberer, einen Freigeist erklärten, dessen Ermordung als ein der Kirche und Gott selbst wohlgefälliges Werk betrachtet werden dürfte. Der Jesuit, Pater Zunder, ging aber noch einen Schritt weiter, indem er Trenck für vogelfrei erklärte und den Tag bestimmte, an welchem seine sämmtlichen Schriften vor seinem Hause verbrannt werden sollten, das Haus selbst aber geschleift und alle Bewohner desselben von der Erde vertilgt.

Frau von Trenck erhielt anonyme Briefe, durch die man ihr rieth, sich mit ihren Kindern durch die Flucht der drohenden Gefahr zu entziehen. Auf das dringende Zureden Trenck's folgte sie diesem Rathe, er selbst aber blieb mit zwei ihm treu ergebenen Jägern in dem Hause, das Aergste erwartend und darauf gefaßt. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit

Munition reichlich versehen, und stellte, Allen sichtbar, achtundvierzig geladene Flinten aus, damit Niemand an seinem entschlossenen Willen zu einer ernsthaften Vertheidigung zweifeln sollte.

So rückte der zur Ausführung des Angriffes bestimmte Tag heran, und der Pater Zunder, dem die Schriften Trenck's nachgetragen wurden, erschien, begleitet von vielen Studenten, auf dem Marktplatze, an welchem Trenck's Haus lag, dem Rathhause grade gegenüber. Andere Mönche hatten die Zünfte und den Pöbel aufgewiegelt und es herrschte auf dem Platze eine gewaltige Aufregung und lauter Tumult. Es sollte ein allgemeiner Sturm vorgenommen werden, da man Trenck aber so furchtbar zur Gegenwehr gerüstet sah, hatte Niemand Lust, der Erste bei dem Angriffe zu sein. So verging der Tag und die darauf folgende Nacht, ohne daß irgend Etwas unternommen wurde. Am Morgen des nächsten Tages brach zufällig Feuer in der Stadt aus und mit der größten Unerschrockenheit eilte Trenck sogleich, — freilich wohlbewaffnet — mit seinen beiden Jägern zum Beistande. Entschlossen und kräftig bildete er eine Kette unter den Löschenden, und willig gehorchte man seinen lauten und

bestimmten Befehlen. Auf der andern Seite der Straße hatte nach ihm der Pater Zunder mit den Studenten ebenfalls eine Kette gebildet. Da trat Trenck ganz dreist auf den Erstern zu und schlug ihm, als geschähe es zufällig, den gefüllten ledernen Feuereimer um die Ohren, daß er von oben bis unten durchnäßt wurde. Kein Mensch aber wagte es, ihn anzugreifen, und ruhig, als sei nichts vorgefallen, ging er mitten durch die Menge hin; da wurden von allen Seiten die Hüte vor ihm gezogen, Viele aber lachten und Mehrere sagten ganz freundlich: „Guten Tag, Herr Trenck!"

So wahr ist es, daß der Pöbel den scheut, der vor ihm keine Furcht zeigt.

Nach dieser Begebenheit wurde ein offener Angriff nicht mehr auf Trenck gemacht, als er jedoch eines Tages nach Mastricht ritt, pfiff in einem Hohlwege die Kugel eines Meuchelmörders dicht an seinem Kopf vorüber, und als er einige Zeit darauf in der Nähe des Klosters Schwarzenbruck auf der Jagd war, theilte ein Dominikaner, der öfters mit ihm auf die Jagd gegangen war, ihm als Warnung mit, daß drei andere Mönche, mit Gewehren bewaffnet, im Gebüsche versteckt auf ihn lauerten.

Dreist ging Trenck grade auf das ihm bezeichnete Gebüsch los. In dessen Nähe legte er sein Gewehr an die Backe und rief dann mit donnernder Stimme: „Schießt, Ihr Schurken; aber wenn Ihr mich nicht todt schießt, soll der Teufel Euch das Licht halten!“ Erschrocken ergriffen die drei Mönche die Flucht, auf derselben aber schoß einer nach Trenck, ohne ihn zu treffen. Trenck schoß nun ebenfalls, aber er hatte besser gezielt, denn einer der Fliehenden stürzte zu Boden und war so gefährlich verwundet, daß er von den beiden Andern fortgetragen werden mußte.

Die Mordangriffe waren damit nicht beendigt, denn im Jahre 1774 wurde Trenck auf der Reise nach Spaa von acht Straßenräubern angegriffen. Zu seiner Verwunderung waren sie nur mit Knitteln bewaffnet, und so wurde es ihm nicht allzu schwer, sich ihrer zu erwehren, obgleich seine Flinte im Futteral steckte, und die Säbelschnur sich um den Griff seines türkischen Säbels gewunden hatte, so daß er nur mit der Säbelscheide um sich hauen konnte. Aber er that dies aus dem Wagen springend, und von seinem treuen Jäger unterstützt, mit so günstigem Erfolge, daß die Räuber die Flucht

ergriffen. Einer derselben wurde kurz darauf gehängt, und sagte vor seinem Tode aus, sein Beichtvater hätte ihm und seinen Kameraden für die Ermordung Trenck's ewigen Ablaß versprochen, ihnen dabei aber gesagt, daß sie ihn mit Knitteln erschlagen müßten, weil Kugeln ihm nichts anhaben könnten. — So rettete ihm also der Spaß, den er sich bei jener Wolfsjagd gemacht hatte, jetzt das Leben. — Uebrigens hatte Trenck mit den Hieben seiner schweren Säbelscheide bei diesem Kampfe zwei der Räuber erschlagen.

Trenck, der bemüht war, in weiteren Kreisen zu wirken und dies nicht kräftiger thun zu können glaubte, als durch die Presse, gab neben seinem Menschenfreunde auch noch eine „Aachener Zeitung" heraus, und diese fand bald so viel Beifall, daß im zweiten Jahre schon gegen viertausend Exemplare bestellt wurden. Bei der geringen Anzahl der Zeitungen, die damals nur noch existirten, ist es um so weniger zu verwundern, daß die Zeitung Trenck's so schnell in Aufnahme kam, weil er überall die angesehensten Verbindungen hatte und von sehr hochgestellten Personen directe Mittheilungen erhielt, durch die er alle andern Zeitungen überflügelte.

Namentlich machte es ungeheures Aufsehen, daß er die Revolution, in Schweden, so wie die zweite polnische Revolution, viel früher verkündete, als diese hochwichtigen Ereignisse öffentlich als vollendete Thatsachen bekannt wurden. Indeß auch auf diesem Gebiete hatte Trenck die Macht seiner Feinde zu erfahren, und als ihm die Mittheilung zukam, daß seine Zeitung durch den Reichsoberpostmeister bei allen Postämtern verboten werden sollte, zog er es vor, sie mit dem 1. Januar freiwillig aufhören zu lassen.

Da Trenck jedes Unrecht, wo er es fand, schonungslos aufdeckte, und so auch verschiedene Unterschleife des Magistrats und der Schöffen von Aachen, gegen die Bürgerschaft verübt, an den Tag gezogen hatte, zog er sich nun an seinem Wohnorte neben der Feindschaft der Geistlichkeit auch die der Behörden zu, und es entstanden daraus Conflicte verschiedener Art, die ihn abermals nach Wien führten und hier neue Ungerechtigkeiten veranlaßten, die in unseren Tagen Gott sei Lob zu den Unmöglichkeiten gehören, und die selbst in jenen Zeiten nur dadurch möglich wurden, daß man alle Gesetze, sobald sie für Trenck sprachen, unbeachtet ließ oder mit Füßen

trat, während man sie auf alle mögliche Weise ausbeutete, sobald sie sich gegen ihn in Anwendung bringen ließen. Die Stimme der Oeffentlichkeit, die hier allein auszuhelfen vermocht hätte, war aber in jenen Tagen der Willkührherrschaft noch machtlos.

Wir übergehen indeß hier diese neuen Schikanen, unter denen Trenck zu leiden hatte, so interessant dergleichen Fälle der Rechtsverletzung oder Verdrehung sein mögen; hier würden sie nur zu ewigen Wiederholungen führen, ohne irgend etwas zu nützen, denn die Uebelstände, die wir dadurch aufdecken könnten, sind längst beseitigt. Nicht unerwähnt aber können wir lassen, daß Trenck wenigstens in einer Beziehung, und wenn auch erst nach einer Reihe von Jahren und nicht für seinen Nutzen, die glänzendste Genugthuung dadurch zu Theil wurde, daß die Referenten verschiedener Gerichte, welche ihm durch Entstellung der Wahrheit den meisten Schaden zugefügt hatten, der Hofrath von Zetto, der Graf Grävenitz u. A. als Betrüger endlich entlarvt, ihrer Stellen entsetzt, cassirt, mit dem Zuchthause bestraft wurden, und zum großen Theile verachtet und im tiefsten Elende starben.

Die Jahre 1774 bis 1777 brachte Trenck größtentheils auf Reisen zu, und er besuchte dabei fast sämmtliche Provinzen Englands und Frankreichs. Er machte dabei die Bekanntschaft Franklin's, wurde sogar dessen Freund, aber dennoch lehnte er es ab, ihn nach Amerika zu begleiten. Er für seine Person wäre dazu zwar sehr geneigt gewesen, aber seine Frau und seine Kinder waren dagegen, und er gab ihren Bitten nach. Das Anerbieten des Kurfürsten von Hessen, bei dessen nach Amerika geschickten Truppen — dieser Menschenhandel wird ewig unvergeßlich bleiben — ein Kommando zu übernehmen, wies Trenck durch den folgenden Brief zurück, den wir hier aufnehmen, um zu beweisen, daß er seinen Meinungen treu blieb:

„Gnädiger Herr!

„Mein Blut wallt in meinen Adern nur für „Freiheit. Nie werde ich dabei helfen, Sklaven „zu machen; — ich würde also mit dero braven „Genadieren gewiß die Partei der Amerikaner er„greifen."

Unter den ausgezeichneten Personen, deren Bekanntschaft Trenck während seines Aufenthaltes in Aachen machte, verdient auch der schwedische General

Sprengporten genannt zu werden. Dieser hatte die ganze Revolution zu Gunsten des Königs entworfen, geleitet und ausgeführt; plötzlich aber wurde er mißvergnügt, verließ Schweden und kam im Jahre 1776, von tiefer Melancholie ergriffen, nach Aachen, um die dortigen Bäder zu gebrauchen.

Sprengporten war für Schweden und für den König selbst der gefährlichste Mensch, wie man daraus entnehmen kann, daß er, nachdem die Revolution gelungen war, die unglaubliche Keckheit hatte, an der Spitze seines Garderegiments dem König selbst in das Gesicht zu sagen: „So lange Sprengporten den Degen in der Hand hält, hat der König hier nichts zu kommandiren.“ Man fürchtete in Schweden, der General möchte nach Rußland gehen, und der König selbst ließ daher Trenck durch seinen Bruder, den Prinzen Karl, mit dem Trenck in Aachen bekannt und näher befreundet geworden war, sagen, er möchte Alles aufbieten, um Sprengporten zu der Rückkehr nach Schweden zu bewegen.

Dieser Auftrag war höchst schwierig gegenüber einem Manne von so großem Hochmuth, wie ihn Sprengporten besaß, den sein Eigensinn oft als Narr erscheinen ließ, obgleich man ihm nicht streitig machen

konnte, daß er ein Mann von vielem Verstande sei. Ueberdies blickte er mit wahrer Geringschätzung auf jeden Nicht-Schweden herab. Dennoch übernahm Trenck die Ausführung des ihm gewordenen Auftrages, denn er fühlte sich dem Prinzen Karl mehrfach zu Dank verpflichtet. In der That wußte Trenck so geschickt zu manövriren, daß er Sprengporten wirklich nach Schweden zurückbrachte, und zwar nicht nur glücklich und zufrieden, sondern auch mit dem Könige völlig wieder ausgesöhnt.

Eine der wichtigsten Bekanntschaften aber, die Trenck in Aachen machte, war die des preußischen Ministers von Herzberg, der im Jahre 1776 das Bad in Aachen besuchte. Drei Monate lang war Trenck täglich in seiner Gesellschaft, und er gewann dessen Neigung und Zutrauen in so hohem Grade, daß Herr von Herzberg sich seiner in Preußen auf das Wärmste annahm, und es endlich dahin brachte, daß der Verbannte mit Ehren in sein eigentliches Vaterland zurückkehren durfte.

Wie alles Schlechte, Verächtliche, so verfolgte Trenck mit Wort und Schrift auch die mitunter sehr vornehmen Spieler, welche in Aachen, besonders aber in Spaa, ihr Wesen trieben. Er machte auf

die Betrüger und die Betrügereien aufmerksam, suchte unerfahrene junge Leute durch Ermahnungen und Belehrungen vom Spiele zurückzuhalten, und that dadurch der Bank so viel Abbruch, daß der Bischof von Lüttich, der in Spaa vierzig Procent vom Gewinn genoß, ihm eine jährliche Pension von fünfhundert Louisd'or anbieten ließ, wenn er von Spaa ganz wegbliebe, oder drei Procent vom Gewinn, wenn er für die Bank, statt gegen dieselbe wirken wollte. Trenck lehnte dies doppelte Anerbieten mit Unwillen ab, und hatte nun abermals mächtige Feinde gegen sich, die in ihrem eigenen Interesse wirkten, wenn auch oft nur zu Befriedigung ihrer Rache, während seine zahlreichen Freunde, so sehr sie ihm auch persönlich wohlwollten, ihre eigene Ruhe zu sehr liebten, um sich in die zahlreichen Händel zu mischen, die er überall hatte, und durch die er die Beschuldigung, ein unruhiger Kopf zu sein, in der That rechtfertigte, da er sich oft um Dinge kümmerte, die ihn persönlich durchaus nichts angingen. Dies war namentlich auch bei einem Streite der Fall, der sich zwischen Churpfalz und der Stadt Aachen über die Spielbank und deren Privilegien entspann. Als der Prozeß bereits einige Jahre

gedauert hatte, mischte sich Trenck hinein, erhielt von dem Kurfürsten Karl Theodor eine Vollmacht zum Abschluß eines Vergleiches, wurde aber auch hier wieder durch so viele Intriguen, Kabalen und Verleumdungen an der Erreichung seiner guten Absicht verhindert, daß er sich endlich den Aufenthalt in Aachen verleidet sah, auch den Entschluß faßte, sich von der Politik und allen öffentlichen Händeln zurückzuziehen, in Oesterreich ein Gut zu kaufen und auf demselben nur dem Landleben und dem Ackerbau sich zu widmen.

Um diese Absicht auszuführen, verließ er Aachen und ging nach Wien.

---

## Fünftes Kapitel.

---

In Wien angelangt, führte Trenck indeß seinen Vorsatz nicht sogleich aus, denn noch einmal lockte es ihn bei dem Ausbruche des bairischen Erbfolgestreites, Alles, was er durch seine zahlreichen Verbindungen über diese verwickelten Händel in Erfahrung gebracht hatte, zur Kenntniß des Kaisers gelangen zu lassen. Dies geschah auch wirklich durch die Vermittelung des Großherzogs von Florenz, hatte aber keinen Erfolg, und nun erst schritt Trenck mit allem Ernste zu dem Ankauf der Herrschaften Zwerbach und Grabeneck nebst dem Amte Knocking und dem freien Siegenhofe in der Gegend von Mölck in Oberösterreich. Aber auch hier fiel er wieder seinem alten Feinde, dem Hofrath Zetto, in die Hände, und mußte in Wien volle elf Monate

sollicitiren, um den Kauf zur Ratification zu bringen, wobei er noch gegen seinen Willen dazu gezwungen wurde, die Güter zum Fideicommiß zu machen. Er zahlte, nebst den bedeutenden Kosten, sechszigtausend Gulden für diese Güter; so unbedeutend diese Summe aber auch scheinen mag, hatten die Güter doch kaum diesen Werth, denn sie waren ganz zu Grunde gerichtet, und mußten durch die sorgfältigste Bewirthschaftung und Verwaltung erst wieder in die Höhe gebracht werden.

Nach dem Abschluß des Kaufes reiste Trenck im Mai 1780, um seine Familie zu holen, nach Aachen, wo er indeß länger bleiben mußte, als er beabsichtigt hatte, da im Juli seine Schwiegermutter daselbst starb. Er kehrte deshalb erst im September nach Wien zurück, wo er seine Frau der Gräfin Paar vorstellte, die ihr eine Audienz bei der Monarchin verschaffte. Frau von Trenck, eine schöne, geistreiche, sehr gebildete und liebenswürdige Frau, hatte das Glück, der Kaiserin Maria Theresia außerordentlich zu gefallen, so daß dieselbe ihr unter Anderem mit sehr huldvollem Tone sagte: „Sie hat gar nicht mit Ihrem Manne in meine Länder

kommen wollen, jetzt will ich Ihr aber beweisen, daß Sie hier vergnügter leben kann, als in Aachen."

Gleich am nächsten Tage überbrachte der Herr von Pistrich an Trenck ein Dekret, durch welches die Kaiserin ihm eine Pension von vierhundert Gulden zusicherte, indem sie ihm zugleich mündlich sagen ließ, sie würde schon mehr für ihn thun.

Frau von Trenck hatte für ihren Mann bei der Kaiserin um eine Audienz gebeten, und diese wurde sofort bewilligt. In derselben sagte ihm Maria Theresia: „Er hat bei mir drei Mal Sein Glück in Händen gehabt, es aber immer zurückgestoßen." — Sie sprach sehr lange mit Trenck, sehr gnädig, ja sogar beinahe mütterlich, verlangte auch seine Kinder zu sehen, indem sie sagte: „Von einer so rechtschaffenen Mutter müssen gewiß auch gute Kinder erzogen werden."

Trenck schöpfte aus den Gnadenbezeugungen der Kaiserin gegen sich und seine Frau neue Hoffnungen, zu einigem Ersatze für die erlittenen Verluste zu gelangen, reiste indeß, ohne vorläufig dazu etwas zu unternehmen, mit seiner Familie nach Zwerbach ab, wo er erst kurze Zeit in Ruhe und häuslichem Frieden gelebt hatte, als er schmerzlich durch die

Nachricht von dem Tode Maria Theresia's überrascht wurde, durch den er zugleich auch seine nächsten Hoffnungen zertrümmert sah.

Was diese Hoffnungen besonders lebhaft in ihm angefacht hatte, war der Umstand, daß die Kaiserin ihm gleich nach jener Audienz den Auftrag ertheilt hatte, die Werke des Abbé Beaudrand aus dem Französischen in das Deutsche zu übersetzen. Er entgegnete, daß Uebersetzungen eigentlich nicht seine Sache wären, daß er aber alle seine Kräfte aufbieten würde, um dem Befehle der Monarchin zu entsprechen. Er machte sich auch sogleich mit allem Eifer an die Arbeit, aber — er benutzte das Original nur zum Theile und that sehr viel von seinem Eigenen hinzu, was die Censur nicht bemerkte, die überdies bei einem Werke, was auf den speciellen Befehl der Kaiserin gedruckt wurde, ungemein nachsichtig war. Schon nach kurzer Zeit übergab Trenck den ersten Band gedruckt den Händen Maria Theresia's und diese äußerte sich schon nach wenigen Tagen sehr zufrieden über die Arbeit gegen Trenck, den sie aufforderte, die andern Bände rasch folgen zu lassen. Kaum war aber der dritte fertig, als Maria Theresia im Grabe ruhete.

Trenck erkannte aus dieser Begebenheit recht augenscheinlich die Bosheit, welche das Schicksal ihm schon oft bewiesen hatte, indem sie irgend ein Glück ihm ganz in der Nähe zeigte, und es ihm dann in eben dem Augenblicke entriß, wo er es schon ganz sicher gefaßt zu haben glaubte. Einunddreißig Jahre hatte er vergeblich sollicitirt, um sein Recht, oder wenigstens eine Entschädigung dafür, zu erlangen; im zweiunddreißigsten endlich schien die Kaiserin, durch seine Frau gewonnen, geneigt, seine billigen und gerechten Wünsche zu erfüllen, da starb sie grade im entscheidenden Moment!

Durch den Tod Maria Theresia's verlor Frau von Trenck die Pension, welche Maria Theresia ihr gewährt hatte, um sie für viele erlittene Drangsale zu entschädigen. Sie hatte diesen Gnadengehalt erst neun Monate genossen, als Kaiser Joseph II. ihn mit vielen andern einzog, da mit der Ertheilung von Pensionen in der That zum großen Nachtheil der Staatskassen ein ungeheurer Mißbrauch getrieben worden war.

Trenck beklagte sich darüber zwar nicht gegen den Kaiser, wohl jedoch suchte er von dessen Gerechtigkeitsliebe zu erlangen, was ihm unter seiner

erhabenen Mutter so lange verweigert worden war. Er schrieb daher sogleich nach der Thronbesteigung an den Kaiser:

„Gnädigster Kaiser!

„In meinen in Aachen 1772 gedruckten Schriften, wovon ich höchstdenenselben bereits im Jahre 1765 den wesentlichsten Inhalt zu gnädigster Einsicht übergab, schrieb ich im zweiten Bande:

„Der Thron muß zu bestimmten Stunden „für jeden bedrängten Unterthan offen stehen. „Wer aber alsdann dem Monarchen Lügen vor- „trägt oder ohne Grund klagt, — oder Gnade „ohne Verdienst zu erschleichen sucht, — der „müßte ohne Nase und Ohren am Pranger „stehen.“

„Gnädigster Monarch! Ich will der Erste in Dero Staaten sein, welcher sich selbst das Urtheil spricht, wenn ich nicht gründlich erweisen kann, daß mir unter der Regierung der großen Maria Theresia viel Unrecht geschehen ist und daß ich ein großes Vermögen, das mir rechtmäßig gehört, durch illegales Verfahren verloren habe.

„Bitte demnach demüthigst um die Bestimmung eines Richters, vor welchem ich meine Beweise führen kann und bin in dankbarster Ehrfurcht

„Euer kaiserlichen Majestät

„unterthänigst treuer Knecht

„Trenck.“

Es schien aber, als hätten die Feinde Trenck's auch unter der neuen Regierung noch den alten Einfluß, denn Trenck erhielt auf diese Eingabe keine Antwort und zog sich nun entmuthigt nach Zwerbach zurück, um dort ganz der Landwirthschaft zu leben und durch diese den Unterhalt für seine Familie zu suchen.

Das Glück zeigte dem Hartgeprüften aber auch hier seine tückischen Launen, denn im Laufe von sechs Jahren wurden die Güter Trenck's zwei Mal gänzlich verhagelt; ein Jahr hatte er Mißwachs; sieben Mal litten seine Felder durch Ueberschwemmung; eine Schafkrankheit raubte ihm den größten Theil seiner Heerden. Zugleich wurde ihm das Vermögen seiner Frau in Aachen und Köln durch das Verfahren des Reichshofraths verkümmert. So verarmte er nach und nach so ganz, daß er selbst und seine Söhne bei den Feldarbeiten mit Hand anlegen

mußten und daß seine Frau, trotz ihrer acht Kinder, und ungeachtet sie an das Leben in der großen Welt gewöhnt war, ihre Hauswirthschaft ohne Dienstmädchen betrieb.

Um nun in dieser Bedrängniß wenigstens einige Hülfe zu erlangen, beschloß Trenck im Jahre 1786 seine sämmtlichen Gedichte und Schriften, so wie seine Lebensgeschichte in drei Bänden, herauszugeben. Binnen vierzehn Monaten war die Arbeit beendigt und veröffentlicht und machte gewaltiges Aufsehen, trug ihm auch viel Geld ein. Daher faßte er den Entschluß, sein übriges Leben dadurch ruhig und unabhängig zuzubringen, daß er sich einbildete, kein anderes Vermögen zu besitzen, als seinen Kopf und seine Kenntnisse, sich um Prozesse, Kuratele, Gerichte und Referenten nicht mehr zu bekümmern und seinen Lebensunterhalt durch schriftstellerische Arbeiten zu suchen.

Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, als das Glück ihm ein lächelndes Gesicht zeigte, denn am 22. August des Jahres 1786 verbreitete sich die Nachricht, daß Friedrich der Große einige Tage zuvor aus dem Leben geschieden sei, und sehr bald darauf erhielt Trenck von dem neuen Herrscher

Preußens, der die schreiende Ungerechtigkeit seines großen Oheims ohne Verzug gutmachen zu wollen schien, einen Cabinetspaß zugeschickt, der ihm mit sicherem Geleit die Rückkehr nach Preußen eröffnete. Die Confiscation seines väterlichen Erbes sollte aufgehoben werden, und Trenck's Bruder, der ein ziemlich bedeutendes Vermögen besaß, die Kinder Friedrichs zu seinen Erben einsetzen.

So hatte also das Geschick unsers Helden ganz unerwartet eine sehr günstige Wendung genommen, und erfüllte ihn mit den freudigsten Hoffnungen, aber auch mit neuerwachenden Plänen des Ehrgeizes, denn seines Alters ungeachtet hielt er sich noch für kräftig und geistesfrisch genug, um eine einflußreiche Stellung im Staate, in irgend einem Zweige der Verwaltung, einzunehmen, und er hoffte eine solche Stellung durch die Gnade König Friedrich Wilhelms II. zu erlangen, da derselbe *ihm* durch die Berufung nach Preußen einen so augenscheinlichen Beweis der Huld gegeben hatte, und er überdies schon früher von ihm, als er nur noch Thronerbe war, einen Beweis gnädiger Gesinnung empfangen hatte. Er übersendete nämlich während seiner Gefangenschaft in Magdeburg, im Jahre 1762, das

nachfolgende Gedicht an den Prinzen, als derselbe eben im Begriff stand, zu seinem ersten Feldzuge unter den Fahnen seines großen Königs und Oheims aufzubrechen. Wir theilen dies Gedicht hier mit, um einerseits eine größere Probe von dem poetischen Talente Trenck's zu geben, andererseits aber zu zeigen, daß der nunmehrige König, der damals das Gedicht sehr gnädig aufgenommen, den Dichter und sein demselben gegebenes Versprechen, sich für ihn zu verwenden, nicht vergessen hatte.

Reif', edle Frucht gekrönter Ahnen!
Zeuch hin! Fleuch hin zu Friedrichs Heer!
Ulysses reicht dir sein Gewehr,
Und Pallas führet deine Fahnen.
Wenn Jupiter dir selber lehrt
Der Brandenburger Blitze führen,
Wenn Wilhelm Friedrichs Lehren hört,
Wer taugt mehr, Länder zu regieren
Als solch ein Schüler, wie du bist,
Der seines Meisters würdig ist?

Die Kinderjahre sind verflossen,
Der junge Prinz tritt in die Welt.
Den Schauplatz schmück' ein neuer Held,
Und pflanzet Ruhm in Tugendsprossen.
Fort Herr! vom Magdeburger Wall,
Der dich bisher als Kind beschirmet!
Nun bist du selbst ein General,
Der stolzer Feinde Schanzen stürmet;

Und diese Stadt, die dich bewacht,
Schützt nun dein Arm mit eigner Macht.

Du darfst nicht im Virgile lesen,
Was Hector, was Achilles heißt;
Was man an deinen Vätern preist,
Sind Titus und Trajan gewesen.
Die Muster sind so groß, so schön,
Daß Niemand sie wird größer zeigen;
Du wirst in ihren Spuren gehn
Und ihnen suchen nachzusteigen.
Fürwahr, der Zweck ist niemals klein,
Wer Friedrichs Ruhm will würdig sein.

Dies hofft der Preuß' von deinen Gaben,
Und diese Hoffnung macht ihn kühn.
Sie werden einen Antonin
Nach Caesars Siegen an dir haben.
Des starken Atlas schwere Last,
Die Friedrich für dich unternommen,
Wird nun mit dir auch angefaßt,
Um leichter an das Ziel zu kommen.
Lauf hin! Ihm nach zum Arbeitsmeer!
Und schöpft die Zwietrachts=Sümpfe leer!

Nur fort von hier! Bellona winket;
Sie hält den Lorbeerkranz bereit.
Beschäme, stürze, was der Neid
Mit falschen Farben fruchtlos schminket!
Es funkelt schon die Heldengluth
Aus unsres edlen Wilhelms Augen.
Er kommt, Er sieht, Er siegt, Er ruht,
Und wird zu Krieg und Frieden taugen:

In dieses jungen Crösus Schatz
Ist kaum für noch mehr Herzen Platz.

Wer dich nur sieht und gründlich kennet,
Sieht dir mit nassen Augen nach.
Ruft herzlich: Vivat! Heimlich: Ach!
Weil er dir seine Ruhe gönnet.
Nur du allein zeuchst freudig aus;
Du träumest schon von nahen Siegen;
Der alte Adler schützt sein Haus,
Der junge soll zur Sonne fliegen.
Fleuch hin! Vollbring' ein Meisterstück
Und komme bald bepalmt zurück!

Doch Herr! Denk' im Geräusch der Waffen
An mich bedrängt verlaßnen Mann;
Dein Menschenherz, das fühlen kann,
Wird ja bei meiner Qual nicht schlafen.
Laß diese Adern-Dinte*) nicht
Die Feder und Papier besudeln;
Es kann, es will mit Dank und Pflicht
Für deinen Ruhm noch nützlich sprudeln.
Ich sinke schon! Herr, rette mich!
Dann lebt und stirbt der Trenck für Dich!

Der Major von Baxen hatte es damals übernommen, dem künftigen Erben des preußischen Thrones dieses Gedicht zu überreichen. Der Prinz

---

*) Man wird sich erinnern, daß Trenck in dem Gefängnisse zu Magdeburg keine andere Dinte hatte, als sein Blut.

ließ dem Dichter dafür danken und ihn seiner Protection versichern, und daß er, zum Throne gelangt, sich dieses Versprechens erinnerte, ging für Trenck augenscheinlich aus dem Umstande hervor, daß der neue König, sobald er zu der unumschränkten Macht gelangt war, es eine seiner ersten Handlungen sein ließ, dem Unglücklichen, der sich vor einem Vierteljahrhundert seiner Gnade empfohlen hatte, die Vergütung der an ihm verübten Ungerechtigkeit in Aussicht zu stellen. Sobald er daher den preußischen Cabinetspaß zu der Reise nach Berlin erhalten hatte, wollte er dorthin eilen, aber es schien, als gönne das neidische Geschick ihm kein ungetrübtes Glück, denn noch ehe er die Reise antreten konnte, erkrankte er so schwer, daß die Seinigen an seinem Aufkommen zweifelten. Allein seine kräftige Natur siegte auch diesmal wieder, und er erholte sich, wenn auch langsam, von der Krankheit. Allein auch jetzt konnte er noch nicht nach Berlin gehen, denn unvorhergesehene Umstände nöthigten ihn, zuvor eine Reise nach Ungarn anzutreten. Diese aber gereichte ihm ganz unerwartet zu einer wahren Erquickung, und bereitete ihm Freuden, wie er sie zu finden nicht erwartet hatte.

Wo er sich zeigte, ganz besonders aber in Ofen und Pesth, wurden ihm zahlreiche Beweise der Achtung zu Theil. Man kam ihm auf das Freundlichste entgegen und wo er öffentlich erschien, folgte ihm das Volk, nicht etwa mit lästiger Neugier, sondern mit jenem Wesen der Bewunderung und Ehrerbietung, wie man sie nur den größten und berühmtesten Männern zu zollen pflegt. Er schrieb diese zahlreichen Aeußerungen der Hochachtung, die nicht nur von Magnaten und selbstständigen Männern, sondern vielfach auch von Offizieren, gegen ihn gemacht wurden, der Verbreitung zu, welche seine Schriften gefunden, dem Eindrucke, den sie gemacht hatten und er fühlte sich dadurch glücklich und zugleich reich belohnt für den redlichen Willen, der überall seine Feder geleitet hatte.

Nach kurzem Aufenthalte in Ungarn kehrte er nach Wien zurück, und reiste von dort am 5. Januar 1787 nach Prag ab, um sich nun endlich nach Berlin zu begeben.

In Prag wurde er mit eben der Auszeichnung behandelt, wie in Ungarn. Auch hier hatte Jedermann seine Schriften gelesen, und alle Stände wetteiferten in den Beweisen der Achtung, die sie

ihm für die dort ausgesprochenen Grundsätze und Wahrheiten zollten. Die Bürger zeigten ihm Mitleid, Theilnahme, Liebe, Vertrauen; die Vornehmen überhäuften ihn mit Zuvorkommenheit, Höflichkeit und Freundschaftsversicherungen; selbst die Damen vergaßen sein Alter und begegneten ihm mit einer Liebenswürdigkeit, welche ihn an die Triumphe seiner Jugendjahre erinnerte.

Mit freudigen Erwartungen zwar, aber dennoch mit Wehmuth schied er daher nach kurzem Aufenthalt von Prag, und seine Trauer war um so größer, da er sich hier, vielleicht für lange, wohl gar für immer, wie eine bange Ahnung ihm zuflüstern wollte, von seinem ältesten Sohne, einem hoffnungsvollen Jüngling, trennte, der als Lieutenant in dem zweiten österreichischen Carabinier-Regimente diente, während seine beiden jüngern Brüder den greisen Vater begleiteten, um in preußische Dienste zu treten.

Der Jüngling empfand diese Trennung noch schmerzlicher, als der Greis. Er äußerte den Wunsch, den Vater ebenfalls begleiten zu dürfen, Trenck aber ermahnte ihn väterlich, seiner Pflichten gegen den Staat, dem er diente, den Kaiser, dem er den Eid der Treue geschworen, eingedenk zu sein. Dann

aber forderte er ihn auf, auch das Schicksal seines Vaters und das seines, in den Kerkern des Spielbergs gestorbenen Oheims nicht zu vergessen. Der Jüngling, der so viel von den Leiden seines Vaters gesehen und zum Theil selbst mitempfunden hatte, erbebte bei dieser Mahnung; der vielsagende Blick, den sein vor der Zeit ergrauter Vater auf ihn richtete, erschütterte ihn mächtig; Thränen traten in seine Augen; das heiße Jugendblut tobte so gewaltig durch seine Adern, daß es in einem Strome zu seiner Nase herausstürzte, und als es gestillt war, sagte er mit kräftiger, vor Aufregung aber zitternder Stimme:

„Vater! Bei Gott! Ich werde in allen Fällen zeigen, daß ich unseres Namens würdig bin; — und wer Sie beleidigt, der soll durch meine Faust bluten!"

Der alte Trenck erkannte mit Entzücken in seinem Sohne das Abbild seiner eigenen Jugend und gerührt schloß er ihn unter Freudenthränen in seine Arme. Dann schied er von ihm.

Zwischen Prag und Dresden hätte Trenck, den die Ungeduld trieb, bei Nacht zu reisen, beinahe sein Leben eingebüßt. In der Gegend von Peters=

walde brach nämlich, als er einen Berg hinabfuhr, der Spannagel, der Wagen rollte mit gewaltiger Schnelligkeit außerhalb des Weges den Abhang hinunter, und wenig fehlte, so hätten Trenck und seine Söhne das Genick gebrochen. Er selbst kam zwar glücklich davon, auch der eine Sohn, der andere aber beschädigte sich den Arm; weil ihm bei Fortsetzung der Reise nicht die nöthige Schonung werden konnte, trat die Rose hinzu, und er kam in Berlin so krank an, daß sein Vater ihn erst vier Wochen später dem Könige vorstellen konnte.

In Berlin glücklich angekommen, machte Trenck zunächst dem Minister von Hertzberg, dessen Bekanntschaft, wie wir erwähnten, er in Aachen gemacht hatte, den Besuch.

Herr von Hertzberg, der als Badegast unverholen sein Vergnügen an dem Umgange Trenck's darthat, zeigte sich auch hier, als gebietender Minister, als die einflußreichste Person im preußischen Staate, unverändert. Er empfing Trenck sehr freundlich und gütig, und zeichnete ihn namentlich dadurch aus, daß er ihn zur Tafel zog, um ihn mit den ausgezeichnetesten Männern der Akademie in Berührung zu bringen, und ihm Gelegenheit zu deren

Bekanntschaft zu geben; und Trenck wußte dies dem Minister besonders Dank, weil er dadurch zu erkennen gab, daß er ihn diesen gelehrten Männern für ebenbürtig hielt, — die feinste Schmeichelei, die er seinen geistigen Vorzügen machen konnte.

Einige Tage nach Trenck's Ankunft in Berlin war bei Hofe große Cour und bei derselben wurde Trenck, der seine österreichische Uniform trug, und durch dieselbe beinahe noch mehr, wie durch seine riesige Gestalt, auffiel, durch den Oberkammerherrn, Fürst Sacken, dem Könige Friedrich Wilhelm II. vorgestellt, der ihn mit sichtbarer Huld und Freundlichkeit empfing. Wie immer in einem solchen Falle, wurde dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf Trenck geleitet, und wer ihn noch von früher kannte oder ihn während seines jetzigen Aufenthaltes in Berlin bereits kennen gelernt hatte, drängte sich herzu, ihm die Hand zu schütteln, als fiele dadurch ein Theil der königlichen Huld auch auf den Begrüßenden; die aber, welche Trenck noch nicht kannten, fragten verwundert, wer denn der österreichische Offizier sei, dem von allen Seiten mit solcher Auszeichnung entgegengekommen würde. Der König selbst schien dieses Entgegenkommen mit Wohlgefallen zu bemerken,

noch größer aber wurde die Verwunderung, als plötzlich der Chef des Regiments Gensdarmen, General der Cavallerie, von Prittwitz, auf Trenck zutrat, ihn in seine Arme schloß, und dann laut und mit gerührter Stimme zu den Umstehenden sagte:

„Das ist der Mann, der mich, um sich zu retten, unglücklich machen konnte, dies aber nicht gethan hat.“

Bestürzt über dies unerwartete Lob bat Trenck den Offizier, den er nicht kannte, um die Lösung dieses Räthsels, da fuhr der General von Prittwitz, zu den Umstehenden gewendet, fort:

„Auf dem Transporte von Danzig nach Magdeburg habe ich, damals noch Lieutenant, den Herrn von Trenck im Jahre 1754 escortirt. Von Mitleid mit seinem bevorstehenden Schicksale ergriffen, und durch noch andere Umstände bestimmt, ließ ich mein Kommando zurück, und fuhr, allein mit dem Arrestanten, in einem offenen Wagen voraus. Ich gab ihm unterwegs die beste Gelegenheit, zu entfliehen, aber Herr von Trenck benutzte die Gelegenheit nicht, sondern blieb ruhig an meiner Seite sitzen, während ich eben so schlief, wie der Kutscher auf dem Bocke. — Damals glaubte ich mich nur

einer geringen Verantwortlichkeit auszusetzen, wenn ich den Arrestanten entfliehen ließ, später aber erkannte ich nur zu deutlich, wie groß die Gefahr war, in der ich durch die Vernachlässigung meiner Dienstinstruction geschwebt hatte. Denn unbedingt wäre es mein Unglück gewesen, hätte ich mit offenbarem Leichtsinn Veranlassung zu der Flucht eines Gefangenen gegeben, den unser verstorbener großer König für eben so gefährlich, als strafwürdig hielt. — Deshalb, mein lieber Herr von Trenck," sagte der General nun zu diesem, „danke ich Ihnen jetzt hier öffentlich, daß Sie mich durch Ihr freiwilliges Bleiben vor diesem Unglück bewahrten, und erkläre mich hiermit zu Ihrem verbundenen Freunde."

Trenck fühlte sich durch dies Lob, so öffentlich und mit solcher herzlichen Freimüthigkeit ausgesprochen, zwar hocherfreut, zugleich aber auch beschämt; denn wenn er es auch nicht laut eingestand, so mußte er es doch sich selbst bekennen, daß sein damaliges Benehmen nicht der Großmuth entsprungen war, sondern nur der falschen Ansicht, die er von seiner Lage gehabt hatte, und daß er, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen, welche seine Flucht für seinen nachsichtigen Begleiter haben konnte, die ihm gebotene

Gelegenheit gewiß benutzt haben würde, hätte er nur die entfernteste Ahnung von den Leiden gehabt, die ihm in Magdeburg bevorstanden.

Nachdem Trenck an dem preußischen Hofe, dem eingeführten Ceremoniell gemäß, durch den Oberkammerherrn vorgestellt war, folgte er auch dem weiter üblichen Brauche, und ließ sich durch den österreichischen Gesandten bei den Mitgliedern des königlichen Hauses präsentiren und bei allen übrigen Gesandten einführen, und überall wurde er sehr gnädig, freundlich oder achtungsvoll empfangen. Namentlich sagte ihm Prinz Heinrich, des großen Königs großer Bruder, seine Protection zu, so daß Trenck getrosten Muthes der Zukunft entgegensehen durfte.

Noch mehr aber, als diese Auszeichnungen durch die Großen that seinem Herzen das Benehmen der großen Menge wohl, die ihn auf ihre Weise noch mehr auszeichnete. Denn wenn er an Courtagen nach Hofe fuhr, waren an dem Portale immer viele Menschen versammelt, die ihn sehen wollten, und sagte dann Einer: „Das ist der Trenck!“ dann riefen zahlreiche Stimmen ihm von allen Seiten zu: „Willkommen im Vaterlande!“ Viele streckten

ihm auch zum Gruße die Hände entgegen und in manchem Auge schimmerten Thränen. Auch in den Gesellschaften niedern Ranges fanden ähnliche Auftritte statt, und es schien fast, als wollte jeder Einzelne ihn wegen der unerhörten Grausamkeit um Verzeihung bitten, die er von dem verstorbenen großen König zu erdulden gehabt hatte. Er aber erblickte in solchen Aeußerungen die glänzendste Genugthuung, die ihm zu Theil werden konnte, die befriedigendste Rechtfertigung seines Charakters und seiner Handlungen.

Was Trenck's Herz indeß in Berlin am innigsten erfreute, zugleich aber auch am tiefsten erschütterte, war das Wiedersehen der Prinzessin Amalie.

Wie verändert standen sie einander gegenüber! Er, den sie nur in seiner schönsten Jugendblüthe gekannt hatte, als gereifter Mann, dem Greisenalter nahe, aber noch kräftig, rüstig, und ungeschwächten Geistes; — Sie — die traurige Ruine ihres früheren Ich, im Aeußern unkenntlich, ihre frühere bezaubernde Schönheit verwandelt in abschreckende Häßlichkeit, gebrochen an Körper und Geist, dem Grabe vor der Zeit entgegenwelkend, statt der Heiterkeit ihrer Jugend erfüllt von bitterer Gehässigkeit gegen das ganze

Menschengeschlecht, nur Einen ausgenommen, den Mann, der jetzt vor ihr stand, gegen den allein auf der ganzen Welt sie sich stets gleich geblieben war, und dessen Anblick ihr die schöne Zeit ihrer ersten Jugendträume zurückrief, zugleich aber auch sie schmerzlich an alles Das erinnerte, was sie um seinetwillen gelitten. Aber kein Wort des Vorwurfs kam in den rauhen Tönen ihrer Kehle über ihre entstellten Lippen, und begierig lauschte sie seinen Schilderungen, als er ihr auf ihre Bitte alle seine Erlebnisse, besonders aber seine Flucht aus Glatz und seine Leiden und Fluchtversuche in Magdeburg mit den kleinsten Nebenumständen erzählte.

Als er ihr die Treue und Aufopferung schilderte, mit welcher Schell seine Flucht aus Glatz betrieben und dann getheilt hatte, wurde sie von Rührung ergriffen, und rief mit mehr Wohlwollen, als seit vielen Jahren in dem rauhen Tone ihrer Stimme gelegen hatte:

„Mein lieber Freund, ich interessire mich so für diesen Menschen, daß ich Sie bitte, mir dessen weitere Schicksale zu schildern.“

„Ich werde Eurer königlichen Hoheit, wenn Sie es mir gestatten, die Lebensgeschichte dieses

seltenen und seltsamen Menschen niederschreiben, so weit mir durch ihn oder mich selbst die einzelnen Momente derselben bekannt sind, und Ihnen dann den Aufsatz überbringen, damit Sie ihn mit Muße durchlesen können," entgegnete Trenck.

„Thun Sie das," sagte die Prinzeß; „aber bringen Sie mir die Biographie bald, denn ich fühle, daß ich nicht mehr lange Zeit habe, darauf zu warten. — Ihren Besuchen bei mir," fügte sie dann mit trübem Lächeln hinzu, „steht jetzt kein Hinderniß mehr entgegen. Kommen Sie daher, so oft Sie wollen, nun aber verlassen Sie mich, denn ich bin durch das Wiedersehen sehr angegriffen."

Trenck küßte ihr die abgemagerte, zitternde Hand mit einem Gefühle, das beinahe der Zärtlichkeit glich, jedenfalls aber mit der innigsten Verehrung gepaart war, und verließ dann die Prinzeß. Wenige Tage darauf kehrte er zu ihr zurück und übergab ihr den verlangten Aufsatz. Was er enthielt, theilen die nachfolgenden Blätter mit, in denen wir Trenck selbst reden lassen.

---

## Sechstes Kapitel.

Als Einleitung zu der nachfolgenden Schilderung muß ich bemerken, daß ich meinen Freund treu mit allen seinen Tugenden und Fehlern dargestellt habe, und Originale solcher Art reizen gewiß die Aufmerksamkeit scharfsichtiger Leser, wie auch ihr Beispiel für Manche nicht verloren geht. Der kalte Menschenfeind dagegen wird auf Leute, wie mein Freund Schell, wahrscheinlich mit Geringschätzung, wohl gar mit Verachtung herabblicken; für ihn und Seinesgleichen, welche Verdienste und Schwächen mit falscher Wage wiegen, habe ich nicht geschrieben.

Alexander von Schell stammte aus einer guten Adelsfamilie in dem schwäbischen Kreise. Seine Mutter war eine Geborene von Löwenstein; sein

Vater war früher wohlhabend gewesen, hatte aber durch einen unglücklichen Prozeß sein Vermögen verloren und lebte in äußerst gedrückten Umständen.

Alexander trat mit dem würtembergischen Regimente, welches der Herzog dem König von Preußen überließ, in preußische Dienste über. Wegen Händel und einiger leichtsinnigen Jugendstreiche wurde er im Jahre 1744 zu dem Garnisonregiment Mütschephal versetzt. Hier fühlte er sich im höchsten Grade unzufrieden, zumal er von Hause keinen Zuschuß erhielt, zu seinen fleißigen Studien, aber auch zu zahlreichen Liebschaften, mehr Geld gebrauchte, als er hatte und dadurch in fortwährende Verlegenheiten gerieth. Ueberdies sah er sich jede Aussicht auf die Zukunft abgeschnitten, da der Gouverneur von Glatz, General von Fouquet, ihn auf alle Weise schikanirte, weil er auf eine Liebschaft zwischen dem Platzmajor Doo und der Tochter des Generals eine Satyre geschrieben hatte, welche viel Aufsehen machte und viel Gelächter erweckte. Er hatte daher bereits den Vorsatz gefaßt, zu desertiren, und sann nur noch darauf, sich die Mittel zur Flucht zu verschaffen, als der Lieutenant von Bach ihm den Vorschlag machte, mir zur Flucht behülflich zu sein und durch

mich sein Glück zu machen. Er ging um so bereitwilliger auf die Sache ein, da er ein sehr gutes Herz hatte, und mein Schicksal ihn aufrichtig rührte. Indeß hat er mir später gestanden, daß eines seiner Hauptmotive war, sich an dem General Fouquet zu rächen.

So entflohen wir, trotz augenscheinlicher Unmöglichkeit, unter den bereits bekannten Umständen glücklich aus Glatz, und machten, redlich und treu mit einander aushaltend, die Wanderschaft nach Preußen. Der Leichtsinn, welcher der Hauptfehler Schells war, zeigte sich aber schon wieder, als wir unter günstigeren Verhältnissen von Thorn aus die Reise nach Wien machten. In Warschau hielten wir Rasttag. Schell ging Nachmittags aus, kam erst sehr spät nach Haus und ging zu Bett, ohne mir erzählt zu haben, wie er seine Zeit zubrachte. Als wir nach Krakau kamen, war Schells Pferd lahm, und da eben Jahrmarkt war, wollte ich versuchen, einen Tauschhandel zu machen. Ich forderte dazu von ihm Geld, allein er zog lachend seinen leeren Geldbeutel aus der Tasche und sagte: „Mein Geld ist in Warschau auf dem Billard geblieben.

Kann mein Pferd nicht mehr fort, so folge ich dir zu Fuße; ich brauche also weder Pferd noch Geld."

Ich erschrak über diesen Leichtsinn, aber ich zahlte bei dem Tausche das Draufgeld und glücklich erreichten wir Wien, wo es mir nach einem Aufenthalte von kaum vier Wochen gelang, Schell eine Anstellung als Oberlieutenant bei dem Regiment Pallavicini zu verschaffen, und nachdem ich ihn reichlich mit Geld versehen hatte, reiste er zu seinem Regimente ab, welches in Italien stand und zu der Belagerung von Genua bestimmt war. Ich glaubte, er habe längst das Ziel seiner Reise erreicht, da erhielt ich ganz unerwartet von ihm aus Gratz den lakonischen Brief: „Mein Schicksal „hat mir abermals einen Streich gespielt, denn ich „habe Geld, Uhr und Equipage im Spiel verloren. „Kannst Du mir nochmals beistehen, so thue es; „kannst Du es nicht, so muß ich mein Glück in „der weiten Welt suchen."

Ihn im Stiche zu lassen, konnte ich nicht über das Herz bringen. Ich hatte eben aus Berlin eine größere Summe empfangen und schickte ihm davon fünfhundert Gulden, und damit gelangte er zu seinem Regimente. Vier Monate lebte er in Saus und

Braus. Dabei hatte er einem Kameraden dessen ganzes Geld abgeborgt. Es zu ersetzen, spielte er, griff er die Compagnie-Casse an, verlor wieder, und desertirte, um der Strafe zu entgehen. Sein Vergehen wurde aber dadurch noch größer, daß er bei dem Feinde in Genua Dienste genommen hatte, und zwar als Korporal, was er mir mit dem leichtfertigsten Tone durch einen Brief anzeigte.

Ich hatte in Wien die Bekanntschaft des venetianischen Gesandten gemacht; diesem empfahl ich Schell, dem ich etwas Geld schickte, und der auf meine Empfehlung schon nach wenigen Monaten wieder Offizier wurde. Allein noch in demselben Jahre desertirte er auch hier wieder und wurde gemeiner Musketier in Modena. Auch dies meldete er mir, indem er mich zugleich um Unterstützung bat. Ich gewährte ihm diese, leistete ihm aber einen noch größern Dienst, indem ich es durch den mir befreundeten Baron Lopresti, der in Modena mächtige Verwandte hatte, dahin brachte, daß Schell abermals Offizier wurde. Ich equipirte ihn dazu, er mußte aber seiner früheren Vergehungen wegen den zu seiner Sicherheit wieder angenommenen Namen Lesch beibehalten.

Jetzt schien er sich gebessert zu haben, denn er war allgemein beliebt und seiner Kenntnisse und vielen guten Eigenschaften wegen geachtet. Jetzt aber traf ihn das Verhängniß zur Strafe seines bisherigen Leichtsinnes.

Der Herzog von Modena erbat sich zur Einübung seiner Truppen von der Kaiserin Maria Theresia einige Offiziere. Unter diesen befanden sich zum Unglück für Schell zwei vom Regiment Palladicini. Als er diese erblickte, glaubte er sich schon verrathen, entehrt, und voll Verzweiflung desertirte er abermals, um der gefürchteten Entdeckung zu entgehen. Von Sardinien aus schrieb er mir darauf, daß er bei dem Schweizerregiment Souter als Gemeiner eingetreten sei; aber ich befand mich damals schon im Gefängnisse zu Magdeburg und empfing daher seinen Brief nicht, wäre dieser aber auch in meine Hände gelangt, so hätte ich ihm doch nicht helfen können.

Ich hatte also lange von meinem Freunde nichts erfahren, als ich im Jahre 1763 nach Wien zurückkehrte, aber ich sehnte mich, Nachrichten von ihm zu empfangen, und da ich ihn noch in Modena ver=

muthete, schrieb ich dorthin, erhielt aber die Kunde, daß Niemand wisse, was aus ihm geworden sei.

So verging die Zeit bis zum Jahre 1769, wo ich in einer Gesellschaft bei dem Gesandten Sardiniens den Kapitän Penard vom Schweizerregiment Souter traf. Mein Schicksal brachte die Rede auf das Unglück anderer preußischer Offiziere, und Renard spendete einem gewissen Lesch, der in seiner Kompagnie als Fourier diene, früher aber preußischer Offizier gewesen sein solle, sehr lebhaftes Lob. Ich erkundigte mich näher nach diesem Lesch und nach dem, was mir sein Kapitän mittheilte, konnte ich nicht zweifeln, daß es mein verschwundener Freund Schell sei. Um mich vollends zu überzeugen, schrieb ich ihm und in kürzester Frist erhielt ich eine Antwort, durch welche meine Vermuthung bestätigt wurde. Ich schickte ihm darauf Geld, er aber sandte es mir zurück, indem er schrieb: „Ich bedarf für mich nichts mehr, denn ich habe darauf verzichtet, der eiteln Ehre nachzujagen, und erwerbe außer meinem dienstlichen Einkommen durch Unterricht in Sprachen, Zeichnen, Musik und Stickereien viel mehr, als ich eigentlich bedarf. Dabei bin ich, wie ich wohl sagen darf, geliebt, geachtet, gesucht, lebe ruhig und zufrieden,

weil ich rechnen und wirthschaften gelernt habe, und ich würde meine jetzige Lage nicht gegen das glänzendste Glück vertauschen. Von Ihnen würde ich aber auch außerdem in keinem Falle noch etwas annehmen, denn Sie haben ohnehin schon genug für mich gethan."

Diese edlen Gesinnungen rührten mich innig und ich machte ihm in der Folge mehrere Vorschläge zu einer bessern Versorgung, aber er blieb standhaft bei seinem Entschlusse, seine Lage nicht zu verändern und schrieb mir, daß er nichts weiter mehr wünsche, als mich nur einmal im Leben noch wiederzusehen.

Die Erfüllung dieses Wunsches wußte er selbst herbeizuführen, denn als ich in Aachen lebte, trat er im Jahre 1772 ganz unerwartet bei mir ein. Er hatte Urlaub genommen und zu Fuß eine Reise von mehr als hundert Meilen gemacht, um mich zu besuchen. Unser Wiedersehen war eben so freudig als herzlich. Er erzählte mir ausführlich und mit der größten Aufrichtigkeit alle seine Schicksale, und nahm gern das Anerbieten an, als Gastfreund in meinem Hause zu bleiben.

Die sinnlichen Genüsse waren nach den Bekenntnissen, die er mir jetzt ablegte, ihm schon früh als

Zweck des Lebens erschienen; unter diesen Genüssen aber stellte er den der physischen Liebe besonders hoch, und um schönen Mädchen und Frauen näher zu kommen, hatte er die Goldstickerei und andere weibliche Arbeiten erlernt, und es darin bald zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß er sogar Unterricht ertheilte, der ihn, eben so wie der Unterricht in Sprachen und Musik, bei dem weiblichen Geschlechte beliebt machte, dem er noch überdies in feurigen Gedichten seine Huldigungen darbrachte. So waren ihm die letzten funfzehn Jahre seines Aufenthaltes in Italien sehr angenehm und glücklich verflossen.

Er lebte in meinem Hause vier volle Monate und wußte sich durch den Unterricht meiner Kinder nützlich zu machen. Er gewann die Achtung Aller, die ihn bei mir kennen lernten, aber er zog die Einsamkeit der Gesellschaft vor und war wirklich in jeder Beziehung ein sehr tüchtiger Mann geworden. Indeß bemerkte ich bald, daß sein früherer heiterer Sinn, der oft sogar in Lustigkeit ausartete, verschwunden war. Er schien sogar tiefsinnig zu werden, war oft auffallend zerstreut und ich konnte endlich nicht daran zweifeln, daß er sich nach Alexandria

zurücksehnte. Sein Urlaub ging übrigens zu Ende, und er sprach deshalb davon, mich zu verlassen, da er den Wunsch hege, in Alexandria zu sterben. Ich redete ihm zu, Verlängerung seines Urlaubs nachzusuchen, — ganz bei mir zu bleiben — und glaubte schon, es würde mir gelingen, ihn zu überreden, da fand ich eines Morgens sein Zimmer leer und auf dem Tische den folgenden Brief von ihm:

„Freund!

„Sie haben viele Kinder und noch mehr zu erwarten. Sie sind glücklich, weil Sie die edelste Gattin von der Welt besitzen. Ich lebe Ihnen zur Last in Aachen, Sie sind nicht reich genug, um etwas für mich zu entbehren, und ich denke zu redlich, um Ihre Freundschaft zu mißbrauchen. Vaterpflicht ist für Sie die heiligste. Ich bin zufrieden, daß ich Sie glücklich gesehen habe und gesund verlasse.

„Wahrscheinlich werden wir uns nicht wiedersehen. Bekümmern Sie sich um mich nicht. Ich bedarf nichts, und finde Alles, was mich glücklich macht, in Alexandria. Ihr Umgang allein fehlt mir, und diesen muß ich entbehren, weil Sie für mich keinen Groschen mehr verschwenden sollen, den

Sie für sich selbst bedürfen, weil böse Menschen Ihnen Ihre rechtmäßigen Reichthümer raubten.

„Ist ein Gott, der sich in unser Schicksal mischt, dann muß, dann wird er Sie belohnen, stärken, schützen, und Ihrem Hause erhalten. Ist keiner? Dann ist unsere Bemühung fruchtlos, durch reine Tugend Glück oder Seligkeit zu verdienen. Unser Lohn für rechtschaffene Handlungen steht allein in unserem Herzen. Das Ihrige ist von der besten Gattung, folglich sind Sie glücklich in sich selbst, in allen Fällen des Schicksals.

„Mir sind Sie nichts mehr schuldig. Sie haben mehr für mich gethan, als die lebhafteste Dankbarkeit und Freundespflicht fordern.

„Ich rettete Sie aus Glatz. Vielleicht hätten Sie aber auf Erden weniger gelitten, wenn ich damals nicht in Glatz gewesen wäre. Ich that es auch mehr aus Rachsucht gegen den König und Fouquet, als für Sie, und meine Unternehmung war daher nicht blos auf Mitleid und Freundschaft gegründet. Mein Eigennutz wirkte dabei: Ich wollte durch Ihre Hülfe glücklich werden, weil mir alle Stützen in der Welt fehlten und ich mich schämte, bei einem Garnisonregimente verachtet zu leben.

„Nichts reuet mich von Allem, was ich that. Ich ward dadurch klüger und besser. Ich glaube, Sie denken wie ich, sind zufrieden mit der Gegenwart und gleichgültig gegen die Zukunft.

„Schreiben Sie mir, wenn Ihnen irgendwo Recht widerfährt. Ihr Sohn Joseph besitzt alle Eigenschaften, um unter Ihrer Anleitung ein großer Mann zu werden. Diese Aussicht macht mir Freude und muß Sie entzücken. Ihrer würdigen Gemahlin sagen Sie, daß ich sie verehre, ihr für alle Wohlthaten herzlich danke, und ihr Glück wünsche, einen solchen Gatten gewählt zu haben, der ihren ganzen Werth erkennt. So waren Sie doch auf einer Seite glücklich, und folglich haben Sie auch nicht Ursache, Ihr Hiersein zu bereuen.

„Sobald mich ein physisches Uebel betrifft, werde ich Ihnen den letzten Brief schreiben, und zu sein aufhören, wenn ich nichts mehr dulden will. Sie müssen Ihrer Kinder wegen leben, so lange als Sie können. In diesem Falle allein beklage ich Sie, wenn Sie ein ähnliches Unglück träfe.

„Leben Sie für mich unbekümmert. Ich habe noch die Uhr, welche Sie mir schenkten und in der Tasche noch die sechs Louisd'or, die ich dem Schneider

für einen neuen Anzug bezahlen sollte, und meine Füße tragen mich noch eben so leicht, wie vor dreißig Jahren, als wir zusammen durch Polen wanderten. Waren wir damals nicht zuweilen vergnügter, als mancher Fürst, der im Staatswagen bequem seine unglücklichen Länder durchfährt?

„Leben Sie gesund, und entfernen Sie sich so viel möglich ist vom Hofe und von öffentlichen Geschäften, wo Ihnen eine zu sehr gewöhnte unerschrockene Wahrheitsliebe von neuem widrige Vorfälle verursachen würde. Fliehen Sie auch Aachen, wann Sie können. Die Mönche sind wider Sie aufgebracht; fromme Bösewichte, Tugendfeinde, finden überall Gelegenheit, zu schaden, und werden überall Ihre verdiente und im Alter nothwendige Ruhe zu stören wissen. Gott behüte Sie vor der Wirkung ihres Viperngiftes. Ich zittere nur deshalb für Sie, weil ich Ihren Muth kenne.

„Denken Sie in allen Fällen an Ihre häuslichen Pflichten, und thun und handeln Sie weniger redlich für die undankbare Welt. Sie will betrogen sein. Und ob wir gleich hell sehen und edel denken, so ist in diesem Falle schweigen, seufzen und mit Weisheit genießen, der beste Theil, welchen man

hienieden wählen kann. Können Sie diesem treuen Rathe folgen, dann fehlt Ihnen nichts zu Ihrer Seelenruhe. Wählen Sie aber auch Wien nicht zu Ihrem Hafen. Dort lauern Ihre Güterräuber, um ein unrechtmäßiges Eigenthum zu behaupten, die Monarchin handelt unter Leitung der Priester und von diesen haben Sie gewiß nichts als Verachtung und Verfolgung zu erwarten.

„Eigene Erfahrung kann Sie leicht vom Vergangenen auf die Zukunft schließen lehren. Suchen Sie nichts mehr von undankbaren Fürsten und wagen Sie auch nichts mehr für die Ehre. Ich hülle mich in meine eigene Tugend. Dies sei Ihr Wahlspruch. Das: Am Ende trägt doch die gute Sache den Sieg davon, ist nur ein Trost für wirklich Unglückliche.

„Der größte Theil unseres Lebens ist zurückgelegt; wir werden Beide bald zu sein aufhören; wir kennen den Tod und werden ihm folglich lachend entgegengehen. So lange aber bin ich gewiß für Sie, was ich allezeit war, und auf jeden Wink bereit, mit dem zugleich zu sterben, der Sie beleidigt oder Ihren Absichten entgegen ist.

„Mit der heiligsten Versicherung, daß ich bis

zum letzten Hauch meines Lebens der Ihrige bin, entfernt sich heute von Ihrem liebreichen Umgange, gewiß gefühlvoll, aber nothwendig

„Ihr

„Alexander von Schell.“

Ich habe den ganzen Brief hier mitgetheilt, und werde es eben so auch noch mit zwei später von ihm erhaltenen Briefen machen, weil man den ganzen Menschen aus seinen eigenen Worten gewiß besser kennen lernen kann, wie aus meiner Schilderung seines Charakters.

Was ich bei Durchlesung dieses Briefes empfand, kann man sich leicht denken. Ich fühlte mich schmerzlich ergriffen, denn ich war überzeugt, ihn in diesem Leben nicht mehr wiederzusehen, und es betrübte mich tief, daß ich kein Mittel wußte, ihm Reisegeld zukommen zu lassen. Und doch bedurfte er desselben so sehr, denn wie ungenügend war die kleine Summe, die er besaß, zu einem so weiten Wege.

Zufällig aber sollte ich in dieser doppelten Beziehung eine große Beruhigung gewinnen. Ich mußte nämlich wenige Tage nach der Entfernung Schells aus meinem Hause, eine Reise nach Wien unternehmen. Mein Weg führte mich über Frankfurt

am Main und ganz unerwartet begegnete ich hier auf der Straße meinem Freunde, der in Frankfurt geblieben war, um Nachricht von seinen Eltern zu empfangen. Wir blieben hier zwei Tage beisammen. Ich gab mir alle Mühe, ihn zu bewegen, seinen Plan der Rückkehr nach Alexandria aufzugeben. Er beharrte unerschütterlich auf seinem Vorsatze. Besser gelang es mir mit der Bitte, zur bequemeren Fortsetzung seiner Reise zwanzig Louisd'or von mir anzunehmen; aber auch hier willigte er nur nach längerem Widerstreben ein.

Wie freudig fühlte ich mich belohnt, nicht nachgelassen zu haben, bis er das Geld angenommen hatte, da ich nach drei Wochen in Wien von ihm den folgenden Brief erhielt:

„Freund!

„Sie zwangen mich in Frankfurt, von Ihnen zwanzig Louisd'or anzunehmen, die Ihren Kindern entrissen sind und Ihnen gewiß neue Sorgen verursachen. Aber, rechtschaffener Mann, könnten Sie doch zum Lohne für Ihre Wohlthat auch Antheil an den Empfindungen haben, welche diese zwanzig Louis'dor verursachten! Könnten Sie doch den Segen zugleich in vollem Gewichte genießen, den

Ihnen ein zweiundachtzigjähriger hungriger Greis nebst seiner darbenden Familie mit zum Himmel starrenden Augen wünschten, da der verlorne Sohn Schell in einer bemoosten Bauernhütte unerwartet erschien, und die Freude genoß, seine unglücklichen Eltern zu erquicken.

„Liebster Trenck, wie gerne möchte Ihnen die Beredsamkeit meiner Feder diese Scene so lebhaft schildern, wie sie gewiß jeden edeldenkenden Zuschauer hingerissen hätte. Seit vierundzwanzig Jahren hatten meine Eltern keine Nachrichten mehr von mir erhalten. Sie hielten mich für todt. Ich wußte, daß sie, arm gemacht durch reichshofräthliche Prozesse, darbten, und wollte sie durch traurige Nachrichten von mir nicht beunruhigen. Mein Vater hatte mich deshalb aus seinem Herzen verbannt, weil ich den preußischen Dienst so leichtsinnig verließ und weil mein Name in Glatz am Galgen hing. Meine Mutter hatte mich beweint, und die traurige Lage ihrer übrigen Kinder hinderte sie, an Den zu denken, welchen sie ehemals als die Stütze ihres Alters und ihres Hauses zu betrachten Ursache hatte, weil sie mein großes Talent mit solchem Unterricht unterstützte, daß sie auch reichliche Früchte

davon erwarten konnte. Meine älteste Schwester fand ich im Hause, vom Schlage gerührt, seit zwölf Jahren an das Bett gefesselt und Hunger leidend, die jüngste hatte den Verstand verloren und mußte zuweilen gebunden werden. Mein ältester Bruder, der sich bis zum Major in preußischem Dienst emporgeschwungen hatte, wurde wegen der Ueberrumpelung in Glatz kassirt und dient jetzt unter einem angenommenen Namen als Korporal in Dänemark. Mein alter redlicher Vater saß, in Lumpen gekleidet, wassersüchtig, auf einem alten Lehnstuhle und meine siebenzigjährige Mutter war Magd, Krankenwärterin und Versorgerin des ganzen Hauses. Bei meiner Ankunft hatten Alle schon seit einigen Tagen nichts als trockenes Brot gegessen, denn der Monat ging zu Ende, und sie mußten kümmerlich von den neun Gulden leben, die ihnen der Fürst, welcher sie durch Prozesse an den Bettelstab gebracht hatte, jeden Monat als einen Gnadengehalt auszahlen ließ, für den sie sich in tiefster Ehrfurcht bedanken mußten. Es fehlte an Holz: die halb entblößten Alten hatten nichts als elende Lumpen, um sich zu erwärmen, und in eben dem Augenblick, als sie von ihrem verlorenen Sohne sprachen, um

sich gegenseitig zur Standhaftigkeit in ihren Leiden zu ermuntern, trat ich in die Hütte, gab mich zu erkennen und brachte Hülfe.

„Gott, wie schildere ich Ihnen diesen Auftritt mit natürlichen Farben?! — Ich sah das Elend; Alles verstummte; — gleich warf ich meine Louisd'ors auf den Tisch. — Die Mutter fragte: „Sind sie Dein, mein Sohn?" — „Ja Mutter," sagte ich, „sie sind mein, mein mit Ehren, und ich bringe sie Euch zu Eurer Labung!" — Erstaunen und Wonne verbreiteten sich über die Gesichtszüge Aller. — Der Greis weinte Freudenthränen und die Mutter schluchzte an meinem Halse. Die lahme Schwester forderte eine gute Mahlzeit, um sich zu erquicken, und die wahnsinnige machte Kapriolen, ohne zu wissen, warum! Nachdem wir uns von dem Taumel erholt und ich ihnen das erzählt hatte, was sie von mir wissen wollten, wurde gekocht und gebraten. Wir saßen zu Tische und ich genoß die Freude, mit Ihrem Gelde, mein theuerster Freund, meine hungernden Eltern noch am Rande des Grabes zu laben und ihren ehemaligen Fluch gegen mich in Segen und Liebe zu verwandeln.

„Ihnen allein habe ich diesen glücklichsten Tag

meines Lebens zu verdanken, denn ohne Geld wäre ich nicht nach Hause gegangen. Ohne diese Scene erlebt zu haben, wäre ich froh und gleichgültig für mich gestorben. — Nun weiß ich erst, warum ich noch leben soll. Meine Eltern will ich ernähren. Sie bedürfen meiner. Ich eile nach Alexandria; dort habe ich Gelegenheit, so viel zu verdienen, als ihnen zur Bequemlichkeit nothwendig ist. Und von nun an werde ich erst vergnügt zu leben anfangen.

„Ich schreibe Ihnen nicht, wo ich die unglückliche Familie fand. Sie möchten mir sonst die Zufriedenheit stören, für sie zu arbeiten. Ich kenne Ihr wohlthätiges Herz und Sie haben nichts zu geben übrig. Nur erst dann, wenn ich den Tod fühle, oder eigene Unfähigkeit bemerke, dann sollen Sie erfahren, wo meine Eltern wohnen, um meine Stelle zu vertreten und mich ruhig sterben zu machen.

„Neun Tage blieb ich zu Hause. Drei ganze Louisd'or wurden bei fröhlichen Stunden verzehrt. Funfzehn und meine Taschenuhr ließ ich gestern auf dem Tische zurück, und floh mit Hinterlassung eines Briefes eben so, wie von Ihnen aus Aachen, um den Schmerz des Abschieds weniger für mich

zu empfinden, weniger das Gefühl der zum Grabe taumelnden Greise zu erschüttern.

„Ich eile nun zu Fuße nach Alexandria, gewiß muthiger, als Alexander mit seinem siegenden Heere nach Babylon. Nie sind zwanzig Louisd'ors so heilsam, so fruchtbringend angewendet worden, als die, welche Sie mir in Frankfurt schenkten. Ich habe nun einen Zweck vor mir, weshalb ich lebe, und Alexandria ist der Ort, wo ich auf allerhand Art durch meine Thätigkeit und Talente so viel verdienen kann, als ich für die Meinigen brauche, die sich mit Wenigem begnügen gelernt haben. Jetzt erst werde ich das Geld schätzen lernen, wodurch man so viel Seelenfreude für sich bewirken und Andern verursachen kann.

„Leben Sie wohl, theuerster Freund! Kommen Sie noch dereinst in Ihr Vaterland zurück, aus dem Sie so lange verbannt sind, dann wünsche ich Ihnen Reichthum, um Ihre Blutsfreunde glücklich zu machen, und dann, wenn Sie den Waldowschen Kindern Gutes erweisen können, dann denken Sie an die Worte zurück, die ich Ihnen auf unserer Wanderschaft im Walde bei Hammer sagte, als

Sie sich an einem unempfindlichen, vielleicht auch nur furchtsamen Schwager rächen wollten.

„Gott lasse Sie diese reine Freude auch noch erleben. Ich sehe für Sie noch eine heitere Zukunft und verehre Ihre wohlthätige Seele. Vergessen Sie mich nicht. Nur dann, wenn ich etwas bedarf, werde ich Ihnen schreiben. Mir geben Sie nur alle Jahr Nachricht, wenn Ihnen etwas Gutes begegnet. Sie werden böse sein, daß ich Ihnen meiner Eltern Wohnsitz verhehle. Wie geschwinde wären Sie mit Hülfe da: Blos deshalb sollen Sie es nicht wissen. Ich will diese Beruhigung allein genießen.

„Diesen Brief erhalten Sie aus Ulm. Ich schreibe Ihnen schon in der Schweiz, und ein Freund wird ihn auf die Post geben. Ihre Tugend beschirme Sie vor allen noch möglichen Widerwärtigkeiten. Und Gott oder die Welt lohne Sie. Ich lebe und sterbe als

„Ihr

„dankbarer und gewiß treuester Freund

„Alexander von Schell.

„Secrétaire du Régiment de Souter,
Suisses au Service du Roi de
Sardaigne à Alexandrie.“

Ich erhielt von Schell nach diesem Briefe noch einige andere, aus denen das tiefste Gefühl und die glücklichste Zufriedenheit mit seinem Loose sprach. In einem derselben schrieb er mir, daß eine alte Frau, die ihn lieb gewonnen, ihm hundertundfünfzig Dukaten vermacht hätte. Er war außer sich vor Freude, da er das Geld seinen noch lebenden Eltern schicken und ihnen dadurch in ihrem hohen Alter eine große Erquickung bereiten konnte.

Zwei Jahre erfuhr ich dann nichts wieder von meinem Freunde, da erhielt ich im Jahre 1780 den nachfolgenden Brief:

„Der sterbende Schell an seinen Freund Trenck.

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich nicht mehr sein. Meine Lebensuhr ist abgelaufen. Theuerster Freund, kein Mensch starb und verließ die Welt ruhiger, als ich sie in wenig Stunden verlassen werde, nachdem ich Ihnen hierdurch noch mit ganz gegenwärtigem Geiste das letzte und wärmste Opfer meiner Dankbarkeit bringe.

„Meine letzten Lebensjahre waren vollkommen glücklich. Mein Familienname Schell war beinahe meinem Gedächtniß entfallen, weil ich vierzig Jahre

hindurch Lesch hieß und den Herrn von nebst vielen noch größern Vorurtheilen abzulegen und ohne alle Reue zu entbehren vermochte.

„Ich habe Sie im Wohlstande gesehen, mein Freund, und hinterlasse Sie ruhig als einen ächten Weltweisen. Vor zwei Jahren sind meine beiden Eltern gestorben, denen ich noch in den letzten Tagen das Nothdürftige, ja sogar Ueberfluß zu verschaffen das Glück genoß. Meine kranke Schwester starb vor sechs Wochen und die wahnsinnige bedarf nichts, denn sie lebt zufrieden in dem Irrenhause und glaubt, sie sei die heilige Rebecca.

„Meine Freundin, die mein Herz besaß, hat einen jungen Mann geheirathet; sie wird geliebt, und da ich den Neid verabscheue, so bin ich zur Eifersucht unfähig.

„Nun aber foltern mich Steinschmerzen und eine Abzehrung, die mich bereits in ein lebendiges Todtengerippe verwandelt haben. Die gewissen Zeichen meiner nahen Auflösung hat mein Arzt bemerkt; ich selbst fühle sie und werde in wenig Tagen oder Stunden zu leiden aufhören.

„Sie wissen, was ich zu dieser Absicht seit vielen Jahren bei mir trage — die sicherste Arzenei

für den Weltweisen, welcher keinen Arzt sucht, um länger gefoltert zu werden.

„Da ich nun nichts mehr zu hoffen oder zu verlieren habe, so sind dieses die letzten Zeilen Ihres alten, geprüften, redlichen Freundes. Meine sterbende Seele lebt noch in Ihnen, ich hauche sie bald von mir, und dann weiß ich auch nicht mehr, daß ich Sie noch zurückließ. Meine letzten Gedanken sind für Sie in diese Zeilen verwebt und werden mit meinen aufgelösten Bestandtheilen, so wie mein Gedächtniß, verflattern. Folgen Sie mir so spät, als Sie können, lieber Freund!

„Gleichgültig bin ich für den Ruf, für Ehre und Nachwelt. Ich sterbe ungekannt und mein Name stirbt mit mir. Hüten Sie sich vor Glatzer und Spielberger Schicksalen. Es lebt kein Schell mehr für Sie. Ich hinterlasse auch keinen Freund, der Ihrer Hülfe bedarf und den ich Ihnen empfehlen müßte. Mein Freund, ich bin gar nichts mehr für Sie; und die Empfindungen Ihres Herzens bei meinem Abschiede würden mich nur kränken, wenn ich sie noch mitempfinden könnte. Lachen Sie demnach noch einmal über die gewiß seltsame Abfahrt des närrischen Schell, der mitten in seinen

Trauerspielen als ein mitlachender Gaukler auf die Bühne trat, die er noch heute mit Lachen verlassen wird, wo sein Vorhang auf ewig fällt.

„Der Schlaf bemeistert sich schon aller meiner fühlenden Kräfte; die Augen wollen sich schließen; der Geist will die Wollust der Ruhe genießen. — Bald werde ich schlafen, ohne Traumgesicht schlafen, und nicht wieder aufwachen, um wachend zu träumen. Schließen Sie Ihre Augen eben so zufrieden, wie ich, mein lieber, noch wachender Trenck! Meine Rolle ist gespielt: Klatschen Sie mir Beifall zu! Alle übrigen Zuschauer unserer Weltbühne mögen pfeifen oder klatschen, ich mache kein da capo mehr und mein letzter Gedanke ist noch Liebe und Dankbarkeit und Wünsche für Ihre Wohlfahrt. — — So stirbt

„Alexander, ehemals v. Schell,
d. 24. Mai 1780. jetzt Lesch in Alexandria.“

Dies war die letzte Nachricht, welche ich von diesem sonderbaren und originellen Menschen empfing. Ich erinnerte mich bei seinem Briefe, daß er mir einst in Aachen, in einer Stunde finstern Trübsinns und Lebensüberdrusses, gesagt hatte, er trage beständig ein Pulver von einem schmerzlos

und schnell tödtenden Gifte bei sich, um sich von dem Leben befreien zu können, sobald es ihm unerträglich würde, und ich zweifelte nicht, daß er sich dieses Pulvers bedient hatte, um seine Schmerzen und seine Leiden abzukürzen. Dennoch schrieb ich an sein Regiment nach Alexandria und erhielt die Antwort, man habe Lesch am Morgen des 26. Mai todt in seinem Bette gefunden, auf seinem Tische aber hätten sehr schöne Abschiedsbriefe gelegen, die er an seinen Obersten und an mehrere Freunde geschrieben, die ihn als einen allgemein geliebten und geachteten Mann aufrichtig betrauerten.

Sein Hauptmann — erfuhr ich später — hat seine Liebes-Oden und Sonette, die er in italienischer Sprache geschrieben, gesammelt, und es ist leicht möglich, daß sie einst unter einem andern Namen erscheinen, und diesem Ehre und Gewinn bringen, während Niemand ahnet, wer der eigentliche Dichter ist.

Er möge in Frieden ruhen, der ehrliche Mann. Er glaubte zwar nicht an das Fortleben nach dem Tode, ja, er glaubte kaum an einen Gott, — wie auch aus einigen Stellen seiner Briefe hervorgeht — aber er hatte dessen ungeachtet ein besseres Herz und zeigte, während der letzten Jahre seines Lebens

zumal, redlichere Gesinnungen, wie Mancher, der sich mit seiner Gottesfurcht und seiner Frömmigkeit brüstet.

Um mich hat Schell ein besseres Schicksal verdient, wenn er auch Recht haben mag, daß ich vielleicht glücklicher gewesen wäre, wenn Schell zur Zeit meiner Gefangenschaft in Glatz nicht dort, oder mir wenigstens nicht so bereitwillig zur Flucht behülflich war.

Er ließ sich allerdings durch seinen Leichtsinn mehrfache Verirrungen zu Schulden kommen, allein er hat dadurch nur sich selbst geschadet und hatte bei alledem stets das beste Herz von der Welt. Uebrigens hat er für seine Abweichungen vom Pfade der Tugend gebüßt und ruft der lebenden Welt als Warnung anderer Leichtsinniger noch aus dem Grabe zu:

„Lernet, Brüder, durch fremdes Vorbild klug zu werden!“

Ich danke ihm im Grabe weniger für die Rettung aus dem Glatzer Gefängniß, als für das, was ich von ihm gelernt habe, wodurch er mich von Ausschweifungen zurückhielt und so mir noch für mein Alter Beruhigung bereitete.

Sein Name möge sich durch meine eigene Lebensgeschichte, mit welcher ich die seinige verweben will, verewigen und Gott lohne dem Manne, der wirklich ein zum Wohlthun geneigtes Herz und eine edle Seele besaß, um in einer günstigeren Lage des Glückes eine ganz andere Rolle zu spielen und seine großen Talente vortheilhafter für sich selbst und wirksamer für die Welt zu benutzen.

Er ist todt. — Seine Leiden sind überstanden, und ich schließe diese Schilderung seines Lebens durch die Worte eines meiner Sinnbilder:

Die hungrige Fliege wird künstlich betrogen,
Sie hat mit dem Zucker das Gift eingesogen.
Uns schmecket die Wollust auch lieblich und gut:
Dann fühlt man die Wirkung des Giftes voll Wuth;
Dann ruft man: „Ach, Brüder! Weicht! Flieht vor der Schüssel!"
— Vergebens! Ein Jeder füllt erst seinen Rüssel.
Die Jugend will fühlen;
Sie stehlet im Spielen.
O lernten wir Fliegen durch Rath das Gift kennen,
Dann würde sich manche den Mund nicht verbrennen.

---

## Siebentes Kapitel.

Es schien, als hätte die gemarterte Seele der unglücklichen Prinzeß Amalie nur auf das Wiedersehen des Freundes, des Geliebten ihrer grausam zerstörten Jugend, gewartet, um der gebrechlichen Hülle zu entfliehen, denn sie schwand nach der ersten Zusammenkunft mit Trenck sichtlich dahin, vergehend wie das Licht einer Lampe, deren Oel aufgezehrt ist. Indeß hing sie bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens an dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt und treu bewahrt hatte, und noch ihre letzten Tage wandte sie dazu an, Alles, was in ihren Kräften stand, dazu beizutragen, um für Trenck die Erreichung seiner Wünsche und seiner gerechten Ansprüche in Preußen zu befördern. Denn nicht ganz ohne ihren direkten oder indirekten Einfluß

geschah es, daß Trenck auf seine Bitte um eine Privat-Audienz bei dem Könige am Abend des 12. Februar ein Schreiben empfing, welches wir weiter unten mittheilen. Zuvor müssen wir jedoch noch des letzten Gespräches erwähnen, welches Trenck mit der Prinzeß hatte, die selbst wohl die Ahnung ihres nahen Todes haben mochte, seit vielen Jahren aber ihre Schmerzen und ihre Leiden so sorgfältig vor jedem Auge zu verbergen gewußt hatte, daß auch jetzt Niemand eine größere Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit an ihr bemerkte, wie schon seit so langer Zeit Jedermann an ihr kannte. Ihrer nahen Auflösung sich bewußt, wünschte sie die wenigen ihr noch bleibenden Tage zu benutzen, um dem Manne ihres Herzens noch einen Dienst zu erweisen, ohne Zweifel den allerletzten, der ihr von dem Himmel vergönnt war, welchem sie als eine hohe Gnade dankte, daß sie vor ihrem Ende Trenck noch einmal wiedersehen durfte, und zwar wiedersehen, wie er es nicht mehr hoffen durfte und sie es zu hoffen kaum gewagt hatte: Frei im eigenen Vaterlande, geehrt an eben dem Hofe, durch den er so unendlich viel gelitten hatte, durch sein Erscheinen in eben den Sälen, in denen er als Jüngling den

Keim zu seinem Unglück legte, in den Augen der Welt glänzend gereinigt von den ungerechten Beschuldigungen, welche Verleumdung, Neid und Mißgunst auf ihn häuften, als er im Unglück war.

„Jetzt darf ich sterben!“ dachte Prinzeß Amalie und fühlte sich erquickt durch die ihr lächelnde Erlösung. „Jetzt darf ich sterben, denn Er bedarf meiner jetzt nicht mehr. Ihm lächelt das Glück, und seine Zukunft, sein Alter, sind gesichert. Er steht gerechtfertigt, für unschuldig erkannt, auf dem Boden seines Vaterlandes. — Jetzt, mein Herr und Gott, nimm mich zu dir! — Ich bin hinfort nichts mehr nütze auf dieser Welt, und Niemand — Niemand wird mich vermissen — selbst Er vielleicht nicht, denn er wird mir die Ruhe gönnen, nach der ich mich schon so lange sehne!“

Kaum hatte sie dieses stumme Gebet beendigt, als ihr gemeldet wurde, der Major von der Trenck bitte um die Gnade, ihr aufwarten zu dürfen.

Sie wußte, daß er am nächsten Tage nach Preußen abreisen wollte, und daß sie ihn daher zum letzten Male sehen würde, denn wenn er nach Berlin zurückkehrte, — und geschah es noch

so bald — dann ruhte sie bereits in der Gruft ihrer Ahnen: Das wußte sie!

Mit einer gewissen Hast antwortete sie daher, der Herr von der Trenck würde ihr willkommen sein.

Während der nun folgenden Unterhaltung, welche über zwei Stunden währte, und bei welcher die Prinzeß jeden lästigen Zeugen zu entfernen wußte — sie mit Spionen zu umgeben, wie ihr verstorbener Bruder es gethan hatte, war jetzt ja nicht mehr nöthig, — sagte sie unter Anderem zu ihm:

„Mein lieber Freund, Sie müssen sogleich an Ihre Frau schreiben, und ihr auftragen, mit ihren beiden ältesten Töchtern nach Berlin zu kommen — mit allen," fügte sie hinzu, „wenn die jüngeren nicht unter Aufsicht und Pflege zurückbleiben können. Sie müssen mir versprechen, meinen Willen zu erfüllen, lieber Trenck, denn ich bin ja Ihre älteste Freundin in Berlin, und habe daher wohl ein Recht, einen solchen Dienst von Ihnen zu verlangen. Uebrigens verspreche ich Ihnen auch, Ihre Töchter zu versorgen und Ihre Frau — in meinem Testamente zu bedenken. — Nun, sie wird auf die Erbschaft nicht lange zu warten brauchen!" sagte sie

mit einem eigenthümlichen Lächeln, das Trenck tief in das Herz schnitt.

Als er sich endlich zum Abschied anschickte, sagte sie mit dem Tone alter Vertraulichkeit: „Sind Sie auch zu den Reisen, die Sie vorhaben, hinlänglich mit Geld versehen?“

„Vollkommen, Eure königliche Hoheit,“ entgegnete Trenck, gerührt durch so viel Güte und erröthend bei dem Gedanken an die großen Summen, die er nach und nach aus ihrer freigebigen Hand empfangen hatte. „Darf ich aber eine Bitte wagen, so ist es die, daß Sie sich meiner geliebten Kinder annehmen. — Sie verdienen es,“ setzte er mit gerechtem Vaterstolz hinzu, „denn meine Frau hat sich bei ihrer Erziehung die Aufgabe gestellt, ihnen die erhabenen Tugenden der Prinzeß Amalie von Preußen als Muster zu zeigen!“

Die Prinzeß wußte, was diese Worte sagen sollten, und mit einem leuchtenden Blicke ihrer für gewöhnlich erloschenen und widerlich aus dem Kopfe hervorstehenden Augen reichte sie ihm die Hand und sagte mit bebender Stimme: „Kommen Sie bald zurück, mein Freund; — ich möchte Sie gern noch einmal sehen, ehe der Himmel mich zu sich ruft!“

Sie wußte wohl, sie ahnete wenigstens, daß dies nicht möglich sei, aber:

„Beschließt er im Grabe den müden Lauf, —
„Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!"

und so übertönte auch bei der unglücklichen Prinzeß Amalie die Stimme der Hoffnung die der trüben Todesahnung.

Aber die greisen Jugendgeliebten sahen sich nach dieser Audienz, welche die preußische Königstochter dem invaliden österreichischen Major gewährte, nicht wieder!

Fünf Tage darauf war die Prinzeß Amalie ihren jahrelangen Leiden erlegen!

Das schon erwähnte königliche Handschreiben lautete:

„Ihren Brief vom 9. dieses Monats habe ich erhalten, und es ist mir lieb, Ihnen antworten zu können, daß, wenn Sie morgen Nachmittag um fünf Uhr zu mir kommen wollen, ich das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen und zu sprechen. Unterdessen behalte Gott Sie in seinem heiligen und gnädigen Schutz.

„Friedrich Wilhelm."

„P. S. Nachdem ich diesen Brief schon

unterzeichnet hatte, finde ich es bequemer für mich, Sie auf morgen früh um neun Uhr zu mir zu bestellen. Sie dürfen sich also nur um diese bestimmte Stunde in der sogenannten Marmor-Kammer einfinden."

Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld, welcher gespannten Erwartung, Trenck dieser Audienz entgegensah, und daß er sich pünktlich zu der festgesetzten Stunde einstellte. Der König war sehr gnädig gegen ihn und unterhielt sich über eine volle Stunde unter vier Augen mit ihm. Auch ertheilte er Trenck bald darauf eine zweite Audienz, in der er sich wieder lange, angelegentlich und über die verschiedenartigsten Gegenstände mit ihm unterhielt, und endlich ließ er sich in einer dritten Audienz, am 11. März, Trenck's zweiten Sohn vorstellen, den er bei dieser Gelegenheit sofort zum Offizier bei dem Dragoner-Regiment Posadowsky, bei dem Trenck sich die Anstellung des Jünglings ausdrücklich erbeten hatte, ernannte. Uebrigens durfte Trenck diese Ernennung in der That als eine besondere Gnade und Auszeichnung betrachten, weil damals nur die Söhne der ersten Familien Offizier wurden, ohne zuvor Fahnenjunker gewesen zu sein.

Unter solchen Umständen fühlte sich Trenck jetzt in Preußen ganz glücklich, obgleich sein Traum, in dem Staatsdienst eine einflußreiche Anstellung zu finden, sich nicht verwirklichte. Er fügte sich in diese Täuschung ohne zu murren, und sein Ehrgeiz schien dadurch befriedigt zu werden, daß er eine vielgesuchte, besonders aber vielgenannte Persönlichkeit war. Sein Name wurde oft in den Zeitungen genannt, und die Zeitungsschreiber nahmen es dabei — wie ihre Nachfolger und Collegen noch jetzt — mit der Wahrheit nicht sonderlich genau, so daß sie über ihn allerhand Gerüchte aussprengten, die alles Grundes entbehrten. Bald hieß es, ihm würde von Preußen eine große Pension gezahlt; — bald, seine älteste Tochter sei Gouvernante der jungen Prinzessinnen geworden. Und doch war diese vorgebliche Gouvernante ein Kind von funfzehn Jahren, das folglich selbst noch einer Gouvernante bedurfte.

War es nun diese öftere öffentliche Nennung seines Namens, war es die immer größere Verbreitung, welche seine Schriften fanden, genug, so viel ist gewiß, daß er aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, von Bekannten und Unbekannten Briefe bekam, durch die man ihm Glück

wünschte, Lobsprüche zollte, oder Achtung bewies. Unter diesen Zuschriften heben wir hier die folgende des Professor Bahrdt in Halle hervor, die derselbe unter dem 10. April 1787 an Trenck richtete:

Mann, der mit wahrer Riesenkraft
Gelebt, gekämpft, gesiegt,
Deß Seele aus sich Alles schafft,
Vor Großen nie sich schmiegt!

Empfange, edler deutscher Mann
Den glühend heißen Dank
Von dem, der manchen Kampf begann,
Wie Du mit Leiden rang.

Auch mich traf einst der Menschheit Pest
Und tödtete mein Glück;
Auch mich trieb oft der Pfaffen Wespennest
Von meiner Bahn zurück.

Auch meine Hitze führte mich
In manches Labyrinth,
Und edler Stolz hat oftmals sich
Zu meinem Fall entzünd't.

Auch ich war Feind der Heuchelei
Und sagte Wahrheit dreist;
Auch ich floh Speichelleckerei,
Die Fürstengunst verheißt.

Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land
Trieb mich die Priestertück';
Ich lebte groß und weltbekannt
Bei'm dürftigsten Geschick.

In Friedrichs Staaten floh ich dann,
Und suchte Ruh und Schutz;
Doch hier auch stand der schwarze Mann,
Und tobte mir zu Trutz.

Acht Jahre hab' ich unter Last
Und Sorgen nun verlebt,
Und ohne Ruh und ohne Rast
Nach Nutzbarkeit gestrebt.

Bloß — bloß durch meines Geistes Kraft
Und unaussprechliche Geduld
Hab' ich mir Brod und Ruhm verschafft,
Doch nie — Ministerhuld.

Denn auch in Friedrichs Staaten war
Der Pfaffen Haß mein Fall,
Und jener Orthod — oxen Schaar
Mein Unglück überall.

Verkannt, in falsches Licht gestellt,
Lebt' ich stets unterdrückt;
Gelegenheit zum Dienst der Welt
Ward schändlich mir entrückt.

Jetzt — da ich, abgezehrt und krank,
Mein Schicksal übersann,
Und ganz mit Harm und Sorgen rang,
Vernimm — was da begann!

Dein Leben — deutscher Männer Zier —
Gerieth in meine Hand.
Ich las — las wieder und heil mir!
Da war es, wo ich Balsam fand.

Da sah ich Leiden ohne Zahl
Und Seelengröße, die,
Selbst bei der ausgesucht'sten Qual,
Dir Trost und Muth verlieh.

Da stärkte mich Dein großes Bild,
Beseelte mich mit Muth.
Da fühlt' ich — meine Leiden mild
Und — meinen Stolz in Gluth.

Da wacht' in mir die Hoffnung auf,
Die nie Dein Herz verließ;
Da gab ich allen Kummer auf,
Der sonst mein Herz zerriß.

Empfange — edler deutscher Mann —
Den glühend heißen Dank.
Du bleibst, so lang ich dichten kann,
Mein Lied und mein Gesang.

Stehst einst vor Deinem König Du
Im glücklichen Moment,
So sprich dies Wort zu meiner Ruh:
„Dort schmachtet das Talent!"

„Dort lebt im Dunkeln und verkannt
„Ein Mann von Kraft und Fleiß;
„Herr König, reich' ihm Deine Hand
„Und trockn' ihm Thrän' und Schweiß!"

Ich seh's, in Deiner Seele glüht
Der edle Entschluß schon!
Ein Menschenfreudenschöpfer sieht
In sich den schönsten Lohn!

Trenck, der den Tod der Prinzeß Amalie eben so wenig, wie sonst irgend Jemand — selbst ihren Arzt nicht ausgenommen — so nahe glaubte, als er es in der That war, hielt es seinem Interesse für angemessen, nach Preußen zu reisen, um mit seinen nächsten Verwandten mancherlei Rücksprache zu nehmen. Ueberdies hielt er für den Augenblick seinen verlängerten Aufenthalt in Berlin für nutzlos, und so reiste er denn am 22. März ab, und unternahm dann später mehrere Reisen in die preußischen Provinzen, da es ihn drängte, Preußen, das doch sein wahres Vaterland blieb, wenn er es auch in österreichischer Uniform bereiste, eben so gut kennen zu lernen, wie viele andere Länder Europa's ihm bekannt waren. Er empfing daher den nach Berlin adressirten Brief des Professor Bahrdt, der ihn auf eine so zarte Weise um seine Protection bei dem König Friedrich Wilhelm II. bat, erst in Ostpreußen, und von hier aus gab er darauf die folgende Antwort:

Dein Brief, mein Freund, hat mich gerührt;
Denn wo das Herz die Feder führt,
Da fühlt ein Mann, wie ich, Vergnügen.

Kein Eigendünkel blendet mich;
Ich fühle, was Du fühlst, für Dich,
Und lehrt mein Vorbild Helden siegen,
Dann hat mein Rennlauf das vollbracht,
Was Menschen groß bei Weisen macht
Die nie im Drangsal unterliegen.

Mehr wollt' ich nie; dieß ist mein Lohn;
Den fand ich auch vor Wilhelms Thron,
Viel Ehre — nichts, was ich verloren.
Der Hofmann kriecht für Gunst und Geld:
Wer Recht sucht, hat den Weg verfehlt;
Wer trotzt, vor dem schließt man die Ohren.
Was bleibt mir? — Ruhm für meinen Kampf,
Und meinen Erben? — Hoffnungdampf!
Der Thor nur ist zum Glück geboren.

Zum Wohlthun, auch für's Vaterland,
Wo ich der Klugen Beifall fand,
Muß Herz und Wunsch in Ohnmacht trauern;
Am Throne glänzt kein Wahrheitsfreund.
Wer so, wie ich, vor ihm erscheint,
Auf den wird jeder Schurke lauern.
Er wird entfernt — sucht er Gehör,
Dann siehet ihn der Fürst nicht mehr,
Und höchstens wird man ihn bedauern.

So geht's mir wirklich überall,
Mein Freund! Der Ruf ist nur ein Schall,
Den Zeitungsschreiber falsch verbreiten.
Ich fand für mich in keinem Staat
Ein fruchtbar Feld für meine Saat,

Wo alle Elemente streiten,
Und werd' auch hier, verkannt und klein,
Mir und Bedrängten unnütz sein;
Hoff' auch umsonst auf beſſ're Zeiten.

Du klagst auch über Priesterlist?
Wer weiß, ob Du nicht Ursach bist?
Wer ihre Herrsch- und Habsucht störet,
Wer gegen Vorurtheile spricht,
Der kennt den Zweck des Mannes nicht,
Der manchen klugen Kopf bethöret.
Sein Eigennutz wirkt was er thut,
Und den trifft frommer Rache Wuth,
Der einen schwarzen Schelm entehret.

Er lenkt der blöden Fürsten Herz;
Er fühlt nie Schmerz bei fremdem Schmerz;
Die Tugend muß ihm sclavisch dienen.
Monarchen sind ihm unterthan;
Was Wunder, wenn der große Mann
Stets kleinen Fürsten klein geschienen?
Ist's möglich, flieh ihr Viperngift,
Eh' Dich der Ketzer Urtheil trifft,
Sonst kann Dein Glücksbaum niemals grünen.

Was nutzt uns, wagt man die Gefahr?
Die Welt bleibt immer, wie sie war;
Der Pöbel will im Irrthum wühlen.
Wer blöde Menschen zweifeln macht,
Der wird zum Danke ausgelacht,
Und wird der Kirche Bannstrahl fühlen.
Ein Hund bellt, weil er wachen soll.
Der Räuber sagt: Der Hund ist toll;
Klug schweigen heißt den Zweck erzielen.

Geduld! Mein Ziel ist bald erreicht.
Ein Mann, der still zum Grabe schleicht,
Der kann dem Neide nur entweichen.
Mich traf das Loos der Ruhe nicht;
Im Weltmeer rudern ward mir Pflicht;
Und Stürmen muß kein Starker weichen.
So hab' ich wie ein Cook geschifft,
Bis mich auch Cookes Schicksal trifft.
So geht es uns und Unsersgleichen.

Was ist des Lebens Gaukelspiel?
Wer Alles hat, der hat nicht viel
Im Traumgebäude zu verlieren.
Wer dieses kennt, schläft da nur gut,
Wo Leidenschaft und Seele ruht;
Kein Irrwahn kann ihn schüchtern führen.

Ich lache; — lach' Du auch mit mir!
Und klopft der Tod an unsre Thür,
Dann wird uns Todten Recht gebühren:
Das Recht, das nie die Welt versagt,
Macht nie Verlust und nie verzagt,
Den selbstverdiente Palmen zieren.

Schanaulackv
bei Königsberg i. Pr. Freih. v. d. Trenck.
d. 20. April 1787.

„P. S. Lesen Sie in dieser Antwort die Sprache des Herzens, werther Herr Professor, auf Dero mir zugesandtes Lobgedicht, so lassen Sie derselben Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie glauben, daß ich

eben so denke und handle, als ich schreibe. Folglich ist mein Einfluß bei Hofe eben so unbedeutend in Berlin als in Wien und Constantinopel."

Man wird bemerken, daß aus diesem poetischen Antwortschreiben trotz des Lobes, das Trenck in dem dritten Bande seiner Selbstbiographie über König Friedrich Wilhelm II., dessen Charakter und Regierung ausspricht, eine gewisse Bitterkeit hervorleuchtet. Daß diese davon hergerührt haben sollte, weil er bei Hofe keinen Einfluß ausübte, läßt sich nach seiner ganzen Denk- und Handlungsweise nicht wohl annehmen. Eher ist zu vermuthen, die Ursache dieser Bitterkeit sei gewesen, daß es mit der Rückerstattung seines confiscirten väterlichen Vermögens nicht so schnell ging, wie er nach den ersten ihm zu Theil gewordenen Gnadenbezeigungen gehofft haben mochte. Wie dem aber auch sei, scheint doch so viel gewiß, daß man mehrseitig glaubte, der Einfluß, den er durch seine Rehabilitirung an dem preußischen Hofe gewonnen, sei nicht unbedeutend. Dies geht aus dem Umstande hervor, daß Trenck durch einen anonymen Brief aus Schlesien gebeten wurde, sich eines Unglücklichen anzunehmen, dessen Schicksale nicht nur sehr viel

Aehnlichkeit mit denen Trenck's hatten, sondern der sogar, — was Trenck bisher für unmöglich gehalten — noch härter getroffen worden war. Dies ging aus acht Briefen hervor, welche jenem anonymen beigelegt, aber nur mit Buchstaben unterzeichnet waren, so daß Trenck den Schreiber nicht zu erforschen, also auch nicht in der gewünschten Art für ihn zu wirken vermochte.

Da in diesen Briefen das frühere Unglück, namentlich aber die nachmalige und gegenwärtige Lage Trenck's aus einem andern Gesichtspunkte aufgefaßt und geschildert wurden, wie er selbst, und wahrscheinlich auch unsere Leser, dies bisher gethan, halten wir es für zweckmäßig, aus den wahrhaft rührenden Schilderungen des Unbekannten, der ungekannt und ungenannt in seinem Unglück untergegangen ist, hier einige Auszüge folgen zu lassen. Wir thun dies um so mehr, weil man daraus ersehen kann, in wie weiten Kreisen Trenck und dessen Schicksale bekannt waren und Interesse erweckten; auch weil hier ein eingehendes und unpartheiisches Urtheil über seinen Character und seine Fähigkeiten gefällt wurde.

Der Unbekannte hatte diese Briefe an seinen

Freund, den anonymen Briefschreiber, gerichtet. Er schrieb:

„Freund!

„— — — — Den Herrn Baron Trenck, diesen gleich mir die möglichste Verbindung menschlicher Schicksale durchwanderten Mann; diesen Mann unter ächten, diesen vielumfassenden Geist, welcher den Zeitpunkt erlebte, da zu glänzen, wo er verworfen, da bewundert zu sein, wo Verachtung seine Begleiterin, da lautsprechend gehört zu werden, wo ehemals jedes Wort von ihm Mißdeutung war — diesen Mann wählest und achtest Du für den Feuerhaken, welcher mich den wüthenden und Alles verzehrenden Flammen entreißen soll. Freund, Du schwärmst! Hast Du vorher eine Vergleichung zwischen ihm und mir gemacht? Hast Du die verschiedenen Umstände unserer Lebensgeschichte mit dieser Vergleichung so durchwebt, daß sie treffend werde? Und wenn ich Dir auch alles Dies als geschehen nachgeben müßte, so entsteht dennoch diese wichtige Frage: Hast Du die Kraft untersucht, welche hier wirken soll? Ich lernte diesen Dulder, diesen angenehmen Gesellschafter, im Jahr 1764 zufällig in Wien persönlich kennen. Seine

äußere gute und männliche Bildung verspricht nach dem sokratischen Wink eine schöne Seele, und diese glaube ich auch, daß sie ihm ganz eigen sei. Aber dieses ist auch Alles, was ich von ihm denke, aber erwarten kann ich von ihm nichts.

„Laß mich zur Erläuterung der Dir vorgelegten Fragen einige Züge geben.

„Baron Trenck war, so viel ich weiß, ein vermögender junger Mann; dieses und sein jugendliches Feuer, durch schmeichelhafte Hoffnung berühmter und damals mächtiger Verwandten angefacht, machten ihn gegen seinen König, dem er damals diente, kühn; und diese einzige Handlung war die Grundursache vieler übeln, nur Jammer und Elend über ihn verbreitenden Folgen.

„Ich hingegen, der Sohn eines vermögenden schlesischen Edelmanns, erbte nicht die Tageslöhnung eines Soldaten, denn unser Vermögen wurde noch in meinen Kinderjahren ein Raub der ungerechten Gewalt und der sich hinter die scheinheilige Tugend versteckenden Rache. Dir ist das Schicksal meines Vaters bekannt; Du weißt, in welcher Achtung er bei der großen Kaiserin Maria Theresia stand, bis er von der mühsam erstiegenen Höhe hinabgeschleudert

wurde in das Elend, als er zu Anfang des sieben=jährigen Krieges verrätherisch beschuldigt wurde, mit dem General Schwerin, den er gar nicht kannte, in geheimer und verbotener Verbindung zu stehen. Der sechzigjährige Mann wurde in Jägerndorf ergriffen und nach der Festung Graz geschleppt, wo er sieben Jahre im Kerker schmachtete, ohne das Licht der Sonne zu erblicken. — Ueberzeugt von der Unschuld meines Vaters übernahm ich am Throne kühn seine Vertheidigung, aber Alles, was ich erlangte, war die Erlaubniß, im Soldatenrocke für die Kaiserin zu kämpfen. Da lernten wir uns kennen, lieben. Aber meines Vaters Feinde waren auch die meinigen geworden, und bei Nacht und Nebel wurde ich heimlich aufgehoben und ohne Verhör oder Richterspruch — grade wie Trenck — nach Graz gebracht. Hier brachte ich sechs der schönsten Jahre meiner Jugend unter einem fremden, mir beigelegten Namen, im dunklen Kerker zu. — Nach dem Frieden erhielten Trenck, mein Vater und ich die Freiheit wieder; aber unter wie verschiedenen Umständen?! Trenck auf das Vorwort Maria Theresia's mit allen Ehren, — mein Vater und ich als amnestirte Staatsverräther, um in

Oedenburg öffentlich ausgestellt und dann hülflos in die Welt hinausgestoßen zu werden. Die bitterste Noth war die Folge unserer überstandenen Leiden, und ich war noch überdies ein Krüppel, denn durch den Skorbut, von dem ich in dem ungesunden Kerker überfallen wurde, hatte ich einen Theil der einen Kinnbacke verloren. — Dem großen Friedrich überschickte ich die Beweise meiner ausgestandenen Drangsale, meines unheilbaren Zustandes, in die ich seinetwegen gerathen war; — ich bat um Brot für mich und meinen Vater, aber — ich fand kein Gehör. — Da erbarmte sich meiner der Graf von Gellhorn, der als Kriegsgefangener mit mir zugleich in Graz gewesen war. Er gab mich dem Leben, der menschlichen Gesellschaft zurück!

— — — — — — — — — —

„Ich glaube, persönlich nicht weniger ausgestanden und gelitten zu haben, wie Trenck. Vier Jahre lang war mein Kerkergenosse der wahnsinnige preußische Oberst von Hallasch, der sich einbildete, der Heiland zu sein. Daß ich in seiner Gesellschaft nicht selbst wahnsinnig wurde, muß ich beinahe als ein Wunder betrachten.

„Dieser Wahnsinnige hatte aber gleichwohl mehr

Mitleid mit mir, als der Unmensch Schottendorf, der Kommandant, und die von ihm angestellten Wächter; denn als ich im Winter, erkrankt in dem dumpfen, feuchten Loche, das unser Kerker war, vor Frost klappernd auf dem harten Lager stöhnte, warf er seinen Mantel als Decke über mich.

„Auch ich wurde durch viertelstündlichen Ruf der Schildwachen aus dem Schlafe aufgeschreckt und noch überdies öfters mitten in der Nacht durch Visitation gestört!

„Auf Schottendorf folgten Tormentini und Galer als Kommandanten. Sie waren menschenfreundlich, milde, und der Profos Rottensteiner erleichterte unser Geschick so viel er es vermochte; aber dennoch blieb unsere Lage fürchterlich! Die große Maria Theresia wollte das gewiß nicht, aber sie wußte es auch nicht! — Ach, wenn doch die Herrscher es sich angelegen sein ließen, mit eigenen Augen zu sehen, oder, wo dies nicht möglich ist, wenigstens durch die Augen edler, unbestochener und unbestechlicher Diener! — — — — —

„Trenck trat aus dem Kerker unter einem schützenden Schild, — ich wurde allen Stürmen der Armuth und der damit verbundenen Schmach

Preis gegeben! — Und ach, Freund, was habe ich erdulden, welchen Niedrigkeiten mich fügen müssen, um nur das nackte Leben nothdürftig durchzuschleppen!

— — — — — — — — — —

„Denke Dir nun, mein Freund, diesen Trenck, und denke Dir dann mich ihm gegenüber! — Er, unabhängig, selbstständig, und wenn auch mit Feinden und Sorgen im Kampfe, erfüllt mit der Hoffnung und der Aussicht auf den Sieg, und selbst während des Kampfes von seinen Feinden gefürchtet, von vielen Freunden geachtet und geehrt; — ich in dem erbärmlichen Ringen um die tägliche Nothdurft, der Diener von Menschen, die ich verachtete, — der Gehülfe bei Handlungen, die ich verabscheute — unzurechnungsfähig hier und dort, weil ich fremdem Willen folgen mußte, — weil mir jede Selbstständigkeit und Unabhängigkeit mangelte.

— — — — — — — — — —

„Frage die Erfahrung und sie wird Dir antworten: Niemand sorgt für einen Andern, wenn er noch für sich selbst zu sorgen hat. — Kein Mensch fleht bei einem Fürsten für einen Dritten!

— Daher bedaure mich, gieb mir aber keinen Rath solcher Art, denn er stützt sich auf Menschen, die im Wohlthun ihre Wollust finden, und nach denen sucht man vergebens! — Wäre aber auch Trenck ein solcher Mensch — und ich will dies nicht bestreiten — ist er wohl in der Lage, sich in die Angelegenheiten Fremder zu mischen, oder für Bedrängte zu sprechen? — Gewiß nicht, denn er hat für sich selbst noch viele unerfüllte Wünsche durchzufechten. — Gleichwohl gebe ich Dir, weil Du es wünschest, die Erlaubniß, ihm unsern Briefwechsel mitzutheilen; aber ich bitte Dich, ihm meinen Namen zu verschweigen, bis er Dich danach fragt. — — — — — — — — — — — —"

Trenck aber fragte nicht nach dem Namen des Unglücklichen, der auf so ergreifende Weise schrieb! Warum fragte er nicht danach? Wir vermögen dies nicht zu sagen, wahrscheinlich aber, weil er fühlte, daß der Unbekannte Recht hatte; denn dessen Namen und Verhältnisse zu erfahren, würde für Trenck nicht schwer gewesen sein, da der anonyme Briefsteller, der ihm die Correspondenz mit seinem Freunde überschickte, dabei bat, er möchte in der Berliner Zeitung die wenigen Worte einrücken lassen:

„Ich habe von einem Ungenannten aus Schlesien „die Briefe erhalten." — Danach würde er höchst wahrscheinlich nähern Aufschluß erhalten haben; aber er unterließ diese Anzeige, und sagt in dem dritten Theile seiner Lebensschreibung, dies sei aus erheblichen Gründen geschehen. Worin diese „erheblichen Gründe" bestanden, deutet er indeß nicht einmal an, und wir vermögen sie daher auch nicht zu bezeichnen.

In welchem Grade sein Name selbst bis in die untersten Schichten hinab genannt wurde, dafür führen wir auch noch folgenden Beweis an.

Kaum war Trenck in Berlin, und die ehrenvolle Stellung bekannt, in der er sich daselbst befand, als er nicht nur aus der Zeit seiner ersten Glanzperiode am preußischen Hofe mehrere Freunde und Freundinnen fand, die ihn unter erneuerten Freundschaftsversicherungen aufsuchten, während sie ihn wahrscheinlich nicht mehr gekannt haben würden, wäre er, Hülfe suchend, zu ihnen gekommen, sondern auch Beweise empfing, daß er selbst bei geringern Personen, die ihn während der Zeit seiner Leiden gekannt hatten, noch in gutem Andenken stand. So suchte ihn zum Beispiel ein alter Invalide auf,

der ihn an ihre Bekanntschaft in Glatz erinnerte, und als Trenck ihm erklärte, daß er sich auf ihn nicht besinnen könnte, sich als die Schildwache zu erkennen gab, die Trenck, wie man sich erinnern wird, bei einem seiner Fluchtversuche mit einem Fußtritte die Treppe hinabgeworfen hatte. Trenck erkannte lachend die Berufung auf diese Bekanntschaft an, und ein nachträgliches Schmerzensgeld machte den alten Invaliden sehr zufrieden mit dem empfangenen Fußtritte.

Auch von einem zweiten Invaliden empfing Trenck einen Besuch. Dies war eine der Schildwachen, die er während seines Magdeburger Gefängnisses gewonnen hatte, und die ihm redlichen Beistand leistete, den ausgegrabenen Sand des unterirdischen Ganges heimlich fortzuschaffen. — Auch dieser Invalide, der schon damals hinreichende Beweise von Trenck's Freigebigkeit empfangen hatte, verließ ihn sehr zufrieden mit dem erhaltenen Geschenk, obgleich der freie Trenck jetzt weniger in der Lage war, reiche Gaben zu verabfolgen, wie damals der gefangene.

## Achtes Kapitel.

---

Die Reise Trenck's von Berlin nach Königsberg glich einem Triumphzuge im kleinen Maßstabe, denn es wurden ihm während derselben zahlreiche Beweise der Achtung, Theilnahme und Liebe, so daß er sich gehoben, glücklich und neu verjüngt fühlte.

Die erste Begegnung der Art war die des General-Lieutenant von Kowalsky, der als Lieutenant in Glatz Zeuge gewesen war, wie er bei einem seiner Fluchtversuche den Saltomortale über den Wall machte. Der General, ein hochbetagter Greis, der in der allgemeinsten Achtung stand, kam Trenck mit offenen Armen entgegen und erinnerte ihn sogleich an jenen Vorfall. Trenck war über die Theilnahme, welche der General ihm bewies, zwar gerührt, und

dankte sie ihm aufrichtig, aber er konnte sich zugleich eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren, so viele seiner Kameraden aus jener hellstrahlenden Jugendzeit in den höchsten Ehrenposten zu erblicken, während er, der sie vielleicht Alle übertraf, und wenn auch nicht an Kenntnissen und Talenten, doch jedenfalls an Ehrgeiz, es nicht weiter gebracht hatte, als bis zum invaliden österreichischen Major. Aber freilich hatten Jene Gelegenheit gefunden, sich Verdienste zu erwerben und dieselben geltend zu machen, während er die schönsten Jahre und die beste Gelegenheit, seinem Ehrgeize Nahrung zu geben, im Kerker zubrachte und sich später durch Neid und Bosheit die Möglichkeit abgeschnitten sah, seine Kenntnisse und Fähigkeiten im Dienste des Staates zu verwerthen und dadurch glänzende Anerkennung und äußere Beförderung zu erringen. Zwar glaubte er in seinem Innern sich durch seine Schriften und sein Wirken größeres Verdienst um das allgemeine Wohl errungen zu haben, als mancher hochgestellte Staatsdiener; aber es fehlte ihm die in aller Welt Augen springende Anerkennung, die selbst dem Freisinnigsten schmeichelt, wie sich auch der Republikaner, welcher den ihm von einem Fürsten gebotenen

Orden zurückweist, durch das Anerbieten geschmeichelt fühlen wird.

Bei dem regierenden Markgrafen von Brandenburg-Schwedt hielt sich Trenck danach in dessen freundlicher Residenz mehrere Tage auf, und wurde von dem Fürsten, dem er während seiner Einkerkerung in Magdeburg, wo derselbe damals in Garnison stand, manchen Liebesdienst zu verdanken hatte, ehrenvoll empfangen.

Trenck's nächster Ruhepunkt war nun Schildberg bei Soldin, wo die Tochter seiner geliebten Schwester, die seinetwegen so viel gelitten hatte, mit ihrem Gatten, einem Herrn von Sidow, lebte. Trenck erblickte sich hier nach zweiundvierzig kummervoll durchlebten Jahren in dem Kreise seiner nächsten Verwandten, und es that seinem Herzen wohl, in dem Gatten seiner Nichte einen Mann zu finden, der die Tochter seiner Schwester glücklich machte, und sie so für das Unglück entschädigte, das über ihre Mutter durch den Bruder derselben, wenn auch ohne dessen unmittelbare Schuld, gebracht worden war.

Von hier ging Trenck nach Landsberg an der Warthe, wo er von seinem Schwager, dem Oberst von Pape, dem zweiten Gatten seiner verstorbenen

Schwester, eben so freundlich und herzlich empfangen wurde, wie von allen seinen übrigen Verwandten und ehemaligen Bekannten auf der ganzen Tour. Alle wetteiferten, ihm durch ihr Benehmen zu beweisen, daß sie von alle den Verleumdungen, die seine Feinde gegen ihn geschleudert hatten, kein Wort glaubten noch je geglaubt hatten, sondern daß sie ihn stets für ein unschuldiges Opfer der Tyrannei eines übrigens angebeteten Herrschers hielten.

Am 4. April langte Trenck endlich in Königsberg an, wo sein Bruder, der Einzige noch lebende von seinen Geschwistern, seiner mit Sehnsucht harrte. Das Wiedersehen der Brüder nach zweiundvierzigjähriger Trennung war ein eben so inniges als rührendes. Wie viel hatten sie sich gegenseitig mitzutheilen, zu erklären, zu klagen!

Trenck's Bruder lebte auf seinen Gütern bei Königsberg in Pr. geachtet, im Wohlstande, den man beinahe Reichthum nennen konnte, aber dennoch nicht zufrieden und glücklich, denn er stand allein und hatte sich eben deshalb so herzlich nach dem Wiedersehen des Bruders gesehnt. Er war glücklicher Vater mehrerer Kinder gewesen, aber alle sanken vor ihm in das Grab, und ganz verödet

würde ihm sein Leben vorgekommen sein, wäre ihm nicht die Mutter seiner Kinder geblieben, eine vortreffliche, und ihrer Jahre ungeachtet noch sehr liebenswürdige Frau.

Heiter und zufrieden brachte Trenck in Gesellschaft seines Bruders und seiner Schwägerin vierzehn Tage in Königsberg und dann sechs Wochen auf dessen Gütern zu. Diese Tage durfte er in der That zu den glücklichsten seines Leben rechnen. Er brachte sie in einem zahlreichen Kreise der nächsten Verwandten zu, die theils in der Nachbarschaft wohnten, theils aus größerer oder geringerer Ferne herbeigekommen waren, die älteren, um ihn nach so langen Jahren wiederzusehen, die jüngeren, um den Onkel oder Vetter, von dem so viel gesprochen wurde, der so viel erlebt hatte, kennen zu lernen, und es that seinem Herzen eben so wohl, wie seiner Eigenliebe, der anerkannte Mittelpunkt des zahlreichen Familienkreises zu sein, dessen sämmtliche Mitglieder darin wetteiferten, ihn mit Beweisen der Liebe und Achtung zu überhäufen.

Hier erfuhr Trenck erst ausführlich, was in seinem engern Familienkreise vorgegangen war, seitdem er so plötzlich der Welt entrissen wurde.

Der Zorn Friedrichs des Großen hatte nicht blos Friedrich von der Trenck allein getroffen, sondern seine ganze Schaale auch über dessen unschuldige Geschwister ergossen.

Der ältere Bruder Trenck's war 1746 Standartenjunker im Kürassier-Regiment Kiow, aber nachdem er sechs Jahr gedient und in drei Schlachten mitgefochten hatte, wurde er im Avancement fortwährend zurückgesetzt. Dadurch endlich des Wartens müde, wohl auch erbittert über die Ungerechtigkeit des Königs, der ihn, weil er auch Trenck hieß, entgelten ließ, was sein Bruder vielleicht verschuldet hatte, forderte er seinen Abschied, erhielt ihn, zog sich auf sein Gut Meicken zurück, heirathete, und starb vor drei Jahren mit Hinterlassung von zwei Söhnen.

Der jüngere Bruder hatte sich der Civil-Carrière gewidmet. Der Minister schlug ihn als ganz besonders befähigt zu einer Anstellung vor, allein der König schrieb nach seiner Weise an den Rand des Berichtes, als Antwort auf denselben:

„Es ist kein Trenck zu etwas nutz!"

So sah sich denn der junge Mann jede Aussicht abgeschnitten, im Staatsdienste seine Kräfte

und Fähigkeiten nutzbar zu machen, und widmete sich daher dem Landbaue, auf seinen Gütern geachtet, glücklich und zufrieden lebend.

Selbst die Schwester Trenck's, die Wittwe eines treuen Unterthanen, hatte die ungerechte Härte des Königs zu erdulden, und zwar in solchem Grade, daß sie dadurch zu Grunde gerichtet wurde. — Als sie nach Magdeburg durch die Dessauer Jüdin ihrem Bruder Geld geschickt hatte, welches dieser zur Flucht verwenden wollte, durch die Verrätherei des Herrn von Weingarten aber nicht erhielt, wurde ihr dieser Beweis geschwisterlicher Liebe zum Verbrechen angerechnet, und sie mußte dafür an den Fiscus eine starke Strafe zahlen; — nach welchem Gesetz und Richterspruch, das vermögen wir freilich nicht zu sagen. — Als dann die Russen Berlin eroberten, wurde ihr Schloß eingeäschert, ihre Güter ausgeplündert, und da nach dem Frieden Friedrich der Große alle durch den Krieg zu Grunde gerichtete Gutsbesitzer kräftig unterstützte, um ihnen wieder aufzuhelfen, da wurde Frau von Waldow allein von dieser königlichen Gnadenbezeigung ausgeschlossen, und hätte sie nicht bald darauf in zweiter Ehe den Herrn von Pape geheirathet, so würde sie im Elende

untergegangen sein, weil — Trenck ihr Bruder und — der Geliebte der Schwester des Königs war.

Als nach Trenck's Flucht aus Glatz dessen Stammgut Groß-Scharlack confiscirt und einige Zeit durch den Fiscus verwaltet worden war, meldeten sich im Jahre 1753 Trenck's beide Brüder dazu als nächste Lehnsfolger. Sie wurden zwar als solche anerkannt, mußten aber das Gut licitando erstehen. Der jüngste Bruder kaufte es und zahlte die Geschwister aus. Jetzt hatte nun zwar der König die Aufhebung der Confiscation befohlen, aber dadurch durfte Trenck's Bruder sein rechtlich erworbenes Eigenthum nicht genommen werden, und wenn auch die Bestimmung getroffen wurde, daß Groß-Scharlack nach des jetzigen Besitzers Tode an die Kinder Friedrichs von der Trenck fallen sollte, so war diesen dadurch nichts geschenkt, denn sie erbten das Gut ohnehin nach dem Tode ihres Oheims, Friedrich aber erhielt, trotz der aufgehobenen Confiscation Nichts, und es blieb daher, sollte der Gnadenact des Königs nicht zur leeren Posse werden, nichts übrig, als daß der Fiscus, der das Geld für das Gut eingestrichen, auch mehrere Jahre lang die Einkünfte aus demselben bezogen

hatte, Trenck entschädigte. Ob dies überhaupt geschehen sollte, und wenn dies der Fall, mit welcher Summe, das war nun die Frage, über welche aus Berlin die Entscheidung abgewartet werden mußte.

Dieser Entscheidung sah Trenck vertrauensvoll entgegen, und jedenfalls betrachtete er den Zweck seiner Reise nach Preußen dadurch erfüllt, daß er das innige Band der Geschwisterliebe bei seinem Bruder neu befestigt hatte; daß dieser Bruder der Vater seiner Kinder sein wollte, und daß folglich deren Schicksal gesichert war, und so erwartete er ruhig, ob sein Antrag genehmigt werden würde:

„Der Fiscus solle Groß-Scharlack taxiren lassen, den jetzigen Besitzer für den Werth entschädigen und das Gut in natura zurückgeben.“

Mit dieser Aussicht schloß Trenck den dritten Band seiner Selbstbiographie, den er in Berlin drucken ließ und dem Könige Friedrich Wilhelm II. dedicirte, wie er den ersten Band den Manen Friedrichs II. gewidmet hatte. Er schrieb diesen Schluß in der sichern Erwartung, den Rest seines Lebens in jener Ruhe hinzubringen, deren er so sehr bedurfte und die er nach so vielen überstandenen Stürmen endlich ersehnte. An seine Leser richtete

er dabei die folgenden Schlußworte, die wir hier mittheilen, weil sie einen Blick in sein Herz zu thun gestatten, besonders aber, weil er selbst nach diesem Herzensergusse und diesen ganz zuverlässig scheinenden Aussichten die ersehnte Ruhe noch immer nicht finden sollte.

„Edeldenkender Leser," sagt Trenck, „wünsche mir Glück und lerne aus meiner Geschichte, daß im Uebel selbst noch ein Preis stecke, wenn man ihn nur zu finden weiß. Schon im neunzehnten Lebensjahr verlor ich Alles, was ein Mensch auf Erden verlieren kann, nur allein die Ehre und mein standhaftes Herz nicht, welche mir keine Fürstenmacht rauben konnte. Ich habe mein Gut zweiundvierzig Jahre entbehrt; ich empfand die bittersten Folgen des Mangels ohne Niederträchtigkeit begangen zu haben, und war im Ueberflusse bis zur Verschwendung unvorsichtig; betrogen ward ich sehr oft, ich selbst aber betrog Niemand. Die sich in meine großen Güter getheilt haben, müssen sich vor mir schämen. Ich hingegen trage den Kopf auch bei Hofe empor. Ich schreibe trockene Wahrheiten ohne Rückhalt, ohne Ansehen der Personen, die mich beleidigten und meine Schriften sind geduldet und

privilegirt. Ich war verachtet, verworfen, verurtheilt, und erhielt sogar im Kerker, im tiefsten Schlamme menschlicher Erniedrigung, die Achtung, den allgemeinen Beifall der klugen Welt. Monarchen mißhandelten mich, weil sie mich nicht kannten; jetzt kennen sie mich, und ich finde Gehör, Schutz, auch Ehre und Gnade.

„Gott, der du unser Schicksal lenkst, du hast mich durch Stürme zum Hafen geführt! Reiner Dank durchglüht meine gefühlvolle Seele; behüte jeden Menschen vor dergleichen Schicksal, wie das meinige war, wenn es ihn aber treffen muß, dann gieb ihm dieselben Waffen, womit ich eben meinen Sieg errungen habe. Behüte alle Europäischen Staaten vor Machtsprüchen und entferne die Orientalische Eigenmacht von unseren Grenzen. Stürze, beschäme, vernichte den Menschenfeind; gieb allen Justizverdrehern, allen Hofräthen, die Schurken sind, hier auf Erden den Zuchthausbesen in die Hand; in jener Welt schicke sie aber dahin, wo fromme Bösewichte Niemanden schaden können.

„Dieses Buch, meine traurige Geschichte, diene den Verwegenen und Bedrängten zur Lehre, stärke die Verzagten, und erschüttere das Herz der Monarchen.

Dem Tode trete ich nunmehro lachend entgegen; meine Pflichten sind erfüllt, mein Zweck ist erreicht, meine Ruhe ist verdient, mein Herz ist vorwurfsfrei, meine Nachwelt wird mein Andenken segnen, und nur der Fühllose, Bösartige, der Hofgaukler, der Betrüger und Mönch, wird über meine Schriften schnarchen. Jede Stunde, die ich noch zu leben habe, sei der Menschenliebe gewidmet; für mich selbst bedarf ich wenig. Mein Kopf sehnt sich nach Ruhe, und habe ich diese vielleicht auch erst jenseit des Grabes zu hoffen, so will ich doch bis dahin weder murren noch klagen; ich will still, aber gekannt, dahin schleichen, wohin ich im Jugendfeuer Sturm laufen wollte. Hilf, gütiger Gott, daß ich den heutigen Vorsatz auch bis zum Tage, wenn ich zu sein aufhöre, vollziehen möge!

„Und das sei das Ende meiner Lebensgeschichte!"

Nachdem Trenck so von seinen Lesern Abschied genommen hatte, richtete er noch, als ginge es mit ihm bereits zum Sterben, an alle seine Feinde und die, welche er durch seine Schriften wider Willen gekränkt oder verletzt haben sollte, eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, die so characteristisch ist, daß wir hier Einiges daraus mittheilen

zu müssen glauben, weil es uns zur Vervollständigung seiner Charakterschilderung unerläßlich scheint.

Nach dem bezeichnenden Motto: Si tacuisses philosophus mansisses, beginnt er:

„Nicht die Furcht, bösartigen Menschen ferner zu mißfallen, nicht die Gefahr, von Spielern, Mönchen oder Pedanten, oder von Hofkabalisten und Zwergschürkleins verfolgt zu werden; nicht die Sorge, Wespenstiche zu empfinden, wenn ich ihre Nester zu zerstören suche; noch weit weniger die Aftergeburten der Kritik bekutteter Bucentauren, verursachen diese **meine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung.**

„Ich habe ernsthaftere Geschäfte vor. Ich will die satyrische Feder ruhen lassen und in Zufriedenheit einer unabhängigen Ruhe mehr genießen, als bisher geschehen ist. Ich will die Händel und Prozesse, in welche mich Feinde der Tugend und Wahrheitsliebe verwickelten, rühmlich und mit nunmehr erfochtenem Siege endigen und den Liebhabern meiner Schriften zwar weniger Stoff zum Lachen geben, allein für mich selbst angenehmer leben, und nicht mehr Allein wider Alles oder wider den großen Haufen sein.

„Ich glaube, sowohl für die denkende Welt, als für mich, bereits genug geschrieben zu haben. Ehre genug, daß ich hiermit, trotz allen Hindernissen, dennoch meinen letzten Band für den Menschenfreund fertig liefern konnte. Ehre genug, sage ich, daß bisher noch alle ächte Menschenfreunde, gute Staatsbürger, wahre Christen und ehrliche Männer, meine Freunde und Gönner geblieben sind. Hätte ich nur diese kleinste Zahl in unserer menschlichen Gesellschaft beleidigt; hätte ich nur die Vernünftigen und die Tugendhaften gegen mich aufgebracht, o, so wäre der Schwarm meiner Feinde gewiß weder so groß, noch so mächtig, wenigstens unfehlbar nicht so boshaft und unversöhnlich, als der, welcher noch gegen mich stürmt, ohne mich doch einen Augenblick zu kränken oder unruhig zu machen.

Ich taumele wirklich schwindelnd zurück, wenn ich den Abgrund betrachte, in welchen mich meine Verwegenheit, oder vielmehr meine unerschrockene Aufrichtigkeit, hätte stürzen können. Aller Spieler und Betrüger, aller Tage- und Broddiebe Degen und Dolche waren wirklich gegen mich gezogen; viele Aachener Mönche waren bereit, meine

Ravaillacs, Clements und Malapriden zu sein; die Modecavaliere, welche sich durch meine Abhandlung vom wahren Adel beleidigt glaubten, aber noch kein reichsritterliches Herz im Adelsbriefe erkauft hatten, bestachen Bauern und Jäger, um mich auf der Jagd oder der Landstraße zu erschießen; und dem fanatischen Pöbel wurde sogar von allen Aachener Kanzeln der Himmel versprochen, wenn er Ketzerblut vergösse. (Ketzer nennt man gewöhnlich die, welche der Herrsch- und Habsucht böser Priester öffentlich zu widersprechen wagen.) Die alten Matronen beteten schon wirklich für meine arme Seele; sie bedauerten mich als einen Verdammten, und alle Thoren und Betrüger schrieen zu gleicher Zeit: „Kreuzige! Kreuzige!" Leute, die kaum lesen gelernt haben, bei welchen das Denken und Forschen eine Sünde ist, ja sogar, was noch unglaublicher und dennoch wahrhaftig wahr ist, ein Franziskaner trat in dem Fache der Gelehrsamkeit auf, und schrieb ganze Bücher wider den Menschenfreund in Aachen."

— — — — — — — — — —

In ähnlichem Tone schreibt Trenck noch eine Weile fort, so daß man verwundert fragt: „Ist

denn das eine Abbitte und Ehrenerklärung?" Aber auch diese folgt mit den Worten:

„Da man mich nun als einen sterbenden Schriftsteller betrachten kann, welcher mit zerknirschtem Herzen als ein mit Reue erfüllter Sünder von seinen Lesern, ja sogar von der ganzen Gesellschaft vernünftiger Satyrenschreiber wehmüthigen Abschied nimmt; so reiche ich hiermit die brüderliche, Versöhnung suchende Hand allen Denen, welche sich in ihrem Gewissen überzeugen können, daß ich sie wirklich durch meine zu trocken vorgetragene Wahrheit beleidigt oder ihnen die Larve vom Gesicht gerissen habe. Meine Autor-Skrupel bewegen mich wirklich zu diesem Schritte; und ich hoffe, man wird nicht so grausam sein, zu verlangen, daß ich mich vielleicht deshalb selbst discipliniren solle, weil ich ein wirklicher Bußprediger für alle wirkliche Christen, für alle wirklich ehrlichen Leute in meinen Schriften war, ohne das Handwerk oder die Manipulation eines Marktschreiers in forma theologica gelernt zu haben.

— — — — — — — — — —

„Meine Spöttereien über die auf Pergament

geschriebenen Vorrechte des alten Adels, im dritten Bande meiner Schriften, sind wirklich ungereimte Spöttereien, denn ich habe sie — in Prosa geschrieben! — — — Dieser alte Adel hat daher recht, mich als Modeketzer zu verdammen, weil ich in meinen Schriften behaupten wollte:

„Der wahre Adel bestehe nur im wahren Adel des Herzens und des Betragens.“

„Welche Verwegenheit! Welche vernunftwidrige Phantasei! — Ich schrieb sogar von der Ehre, und hatte dabei vergessen, daß die Ehrenstellen allein von der willkührlichen Gnade des Monarchen abhängen, die den Werth ächter Verdienste allein zu bestimmen und zu erheben da sind!

„Welcher grobe Fehler einer scheinbaren Unwissenheit! Es ist folglich billig und auch mein Gewissen gebietet es mir, daß ich hiermit diesen hohen accreditirten Adel demüthigst um Verzeihung bitte, weil ich die trockne Wahrheit ohne allerhöchsten Befehl und Erlaubniß so impertinent deutlich geschrieben habe; und ich hoffe, genug gestraft zu sein, wenn man mir Titel, Hofschlittenfahrten und Ordensbänder ewig versagt, die ich höchst irrig durch mich

selbst zu verdienen glaubte, wenn ich die Pflichten des ächten Adels in meinem Betragen erfülle.

— — — — — — — — — —*)

„Ein über und über vergoldeter Wagen, mit sechs prächtigen Staatspferden bespannt, und mit einem Schwarme von Läufern, Bedienten und Heyducken umringt, hielt vor dem Palaste still. Eine Excellenz saß darin; sie stieg mit majestätischen Blicken, von zwei Hausofficianten unterstützt, aus. Alles bückte sich in Ehrfurcht. Die Gestalt sah ungefähr einem sechszehnjährigen Hofpagen ähnlich. Die Rockknöpfe waren Brillanten; der Löwenorden hing am breiten Bande über die Schulter und ein goldener Schlüssel an der Hüfte.

„Ich frage: Wer ist der gnädige Herr, der sich

---

*) Was wir hier durch Striche andeuten, das sind neue satyrische Ausfälle auf die verschiedenen Stände, gewissermaßen ein Extract, eine Quintessenz dessen, was Trenck anderwärts ausführlicher gesagt hat. Die ganze „Abbitte und Ehrenerklärung" ist daher nichts, als ein neuer satyrischer Ausfall auf seine Widersacher und Verfolger, aber eben deshalb führen wir die abbittenden Worte, nebst einer kurzen Einleitung zu jeder einzelnen Abbitte, hier an, weil wir sie am besten für geeignet halten, einen Begriff von dem Geiste zu geben, in welchem Trenck bei den Angriffen auf seine Feinde, oder auf menschliche Schwächen im Allgemeinen, schrieb.

wie der Großmogul aufbläst? und die Antwort lautet: „Er ist Fürst, Reichsfürst, Excellenz, Ordensritter, Kammerherr, Geheimerrath und Herr von acht Millionen, die ihm sein Vater, ein Wechsler, hinterließ, um alle diese Titel und Ehren gegen baar Geld einzutauschen. Noch ist er zwar nicht majorenn, aber er will sich für hunderttausend Dukaten den dazu erforderlichen Menschenverstand und zugleich eine schöne Sklavin kaufen. — Seine Tafel ist die herrlichste im ganzen Lande.“

„Ich lachte herzlich bei dem Anblick dieser Excellenz, aber ich will lieber abbitten, als das Uebel ärger machen. Sollten also durch meine leider bereits gedruckten Schriften, welche eigentlich den Unterschied zwischen einem Excellenz-Titel und einem wirklich excellenten Manne bestimmen, Jemand von diesen Excellenz-Herren rechtmäßig auf mich ungnädig oder wohl gar aufgebracht sein, so thut es mir wirklich — gar nicht leid, weil ich sie rechtmäßig beleidigt habe, und ich bleibe für sie ein ewig verstockter Sünder, der keinen Ablaß gewinnen will, auch für alle ihre Fürsprache bei allen möglichen Heiligen nicht einen Bittgroschen, viel weniger ein Hochamt, bezahlt.

„Da aber irren menschlich, hingegen im Irrthum beharren teuflisch ist, so erkenne ich lieber auch hierin meinen Fehler und hoffe deshalb noch Gnade, weil ich noch viel zu wenig gesagt zu haben glaube; verspreche auch, künftig, falls ich noch mehr schreiben sollte, mich nur mit wahrhaft großen Gegenständen zu beschäftigen, weil es doch allem Anscheine nach bei Hofe noch recht sehr lange bei dem alten Brauche bleiben wird.

„Weil ich künftig nun dem großen hochadeligen Schwarme gefällig leben will, so sollen meine Kinder auch weder denken, noch richtig urtheilen lernen. Ihr Lehrer soll ein Jesuit oder ein römischer Abbé sein; sie sollen Alle nur Prälaten oder Kammerjunker werden, damit man wenigstens hierin an ihnen die Sporen meines angeerbten Reichs- und Ordensritterahnenadels wieder erkennen möge, die ich, durch thörichte Schreibsucht verleitet, in den Augen unseres gegenwärtigen Modeadels verächtlich oder unkenntlich zu machen schien; und hierdurch wird mein Sühnopfer hoffentlich wohl zum süßen und lieblichen Geruch angenommen werden."

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

„Nach dieser Versöhnung mit dem Herrnstande und dem alten Adel wende ich mich nun zu dem neugebackenen.

„Ich habe erkannt, was ein redlicher Mann verdient, — mit Recht verdient, — wenn er ihre Adelsbriefe nicht mit bezahlen helfen will; ich bin daher weit entfernt, ihnen nochmals vorzuwerfen, daß sie weit niedriger als der Pöbel denken und eine wahre Pest im Staatskörper sind; — — — — — — und da diese edlen Herren auf Erden thun dürfen, was sie wollen und zugleich den Himmel durch baares Geld und erkaufte Fürbitter zu gewinnen wissen, folglich im wahren Glauben glücklich zu leben und selig zu sterben gelernt haben, ketzerische Schriften hingegen niemals lesen, welche Bürgerpflicht oder Tugend lehren, oder Mißbräuche entlarven wollen, so ist der beste Rath für mich und Meinesgleichen, wenn ich hiermit öffentlich verspreche, daß ich alle Tage drei Vaterunser und drei Ave Maria beten will, damit sie niemals in meinem Herzen lesen können, was ich von ihnen denke, und in allen Vorfällen mich unter die Todten rechnen mögen, die ihrer Gnade und Hülfe entbehren können.

— Ich schrieb mit tückischer Bosheit die Wahrheit, und Wahrheit gebährt Ketzerverdammniß."

— — — — — — — — — —

„In dem dritten Bande meiner Schriften sprach ich von Hofräthen, die statt der Referentenfeder den Zuchthausbesen in der Hand zu führen verdienten, von accreditirten Bösewichtern, die den Staat betrügen und rechtschaffene Männer aus demselben verdrängen. Ganz Wien schrie damals über diese Verwegenheit, aber seitdem ist dem Hofrath von Krügel und dem Hofrath von Zetto dieses Schicksal zu Theil geworden, Graf Gräbenitz ist kassirt, Herr von Weingarten ist als Hochverräther verurtheilt und noch mancher Andere steht auf dem Sprunge, diesen Herren zu folgen. — — — — So gerne ich nun auch widerrufen oder abbitten wollte, so wenig Ursache finde ich dazu, weil die Wahrheit meiner damaligen Muthmaßung offenbar vor Augen liegt und meine Weissagung bereits zum Theil erfüllt ist. — — — —

„Krügel und Zetto können mir zwar nicht mehr schaden, aber ihre Freunde und Helfershelfer sind noch accreditirt; — — — um nun der mächtigen Verfolgung dieser Herren auszuweichen, verspreche

ich hiermit auf das Feierlichste, daß ich mich nur durch Verachtung an ihnen rächen will, daß ich sie nie nennen werde, außer wenn der Monarch mich um ihre Namen fragt, oder falls ich nach meinem Tode den vierten Band meiner Lebensgeschichte bekannt mache."

— — — — — — — — — —

„Ich habe in den „Briefen aus Spaa" eine große Todsünde begangen, da ich die ehrwürdige, von der Kirche geschützte Spielerrotte öffentlich an Ehre und Würden angriff und ihre listigen Streiche bekannt zu machen wagte. Ich habe sogar gesagt: „Ein Pharaospieler von Profession und ein „sogenannter Chevalier d'Industrie könnten un„möglich ehrliche Leute und gute Christen sein, „auch sogar Der nicht, welcher von ihren erkaperten „Vortheilen mitgenieße."

„Hierdurch habe ich sehr grob und frevelhaft gegen die Kirche Gottes gefehlt, weil in Spaa das Pharaospiel wirklich durch bischöfliche Special-Privilegia autorisirt und berechtigt ist, alle Fremden zu plündern und ihnen den Beutel so rein zu fegen, als immer möglich ist. Ich bitte deshalb als ein guter Mensch in meiner Art, als ein ächter katholischer

Christ, die geistliche unfehlbare Obrigkeit unterthänigst und mit zerknirschtem Herzen um Vergebung, weil ich an ihrer Unfehlbarkeit öffentlich zu zweifeln mich erfrecht habe. — — — — — —

„Es steht in den heiligen zehn Geboten ausdrücklich geschrieben:

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Knecht, Magd, Vieh ꝛc. ꝛc. und ich wußte als Laie nicht, daß darunter des Nächsten Louisd'or, Guineen oder Dukaten nicht mit zu verstehen sind und ich bitte daher auch dieses Irrthums wegen um Verzeihung."

— — — — — — — — — —

„In dem vierten Bande meiner Schriften, in der Abhandlung von der Nationaltapferkeit, habe ich nur meinen Kameraden in der Schule des Krieges die Wahrheit so geschildert, wie ich sie entdeckt zu haben glaube. Und falls ich in demselben irgendwo geirrt habe, so bin ich ein Mensch, dessen Gesichtskreis vielleicht durch Vorurtheile eingeschränkt ist. Die Absicht war gut und Staatskenner finden vielleicht, daß ich kein müßiger Zuschauer auf unserer Weltbühne war. Man wähle das Beste davon zur richtigen Anwendung und sei mit dieser Ehren-

erklärung zufrieden — daß ich wirklich ohne Leidenschaft geschrieben habe und keiner Nation schmeicheln wollte."

— — — — — — — — — —

„Bei meinem „jüngsten Gericht" in dem sechsten Bande meiner Schriften, habe ich nichts anders zu erinnern, als daß ich den heiligen Seraphinen-Orden, die Brüder des heiligen Franciscus, herzlich um Verzeihung bitte, weil ich den jüngsten Tag in seiner schrecklichsten Gestalt schilderte, ohne ihren großen Patron auf den Regenbogen zu setzen, mit welchem der ewige Richter, mit Franciscaner-Grimm bewaffnet, im Thale Josaphat erscheinen soll, um alle verfluchte Lutheraner auf einmal ohne Barmherzigkeit in den Höllenschlund zu stürzen, wo just allein auch nicht eine Kutte dieses nur zur Seligkeit gestifteten Ordens zu finden sein wird."

— — — — — — — — — —

„Die Abhandlung über „christliche Moral" in dem siebenten Bande meiner Schriften darf ich allen ehrlichen Leuten und wahren Religionsverehrern als eine der lehrreichsten empfehlen, welche sicher auf das Herz der Leser wirkt, und bitte die edle Mönchszunft um Verzeihung, wenn ich gar

keine Litaneien, keine Meßgebete, keine Paradies=Gärtleins, wohlriechende Seufzer, keine Brüderschafts=gesänge, noch armer Seelen Hülfsmittel in dasselbe verwebt habe. Ich bin ja aber kein Prälat, kein Theolog, der von Rom privilegirt ist, das einfältige Volk zu berücken und mich vom Aberglauben zu mästen. Mästung gehört für die Klosterhirten; ich bin nur ein Schriftsteller für die denkende Welt."

— — — — — — — — — —

„Nun bleibt mir noch eine Hauptabbitte übrig und diese betrifft meine ersten zwei Bände meiner Lebensgeschichte.

„Ich habe in derselben viele Gattungen von bösen Menschen grob beleidigt. Der große Friedrich, welcher mich durch Machtspruch unglücklich machte, und der mir alle Ursache gab, die trockene Wahrheit zu schreiben, würde gewiß in seinem jetzt aufgeklärten Gesichtskreise die gemäßigte Art meiner Rechtfertigung mit ganz anderen Augen betrachten, als wenn er sie noch auf Erden mit Herrscher=Eigensinn und umwölktem Vorurtheile menschlicher Schwachheit gelesen hätte. Er ist todt und kann mich nicht mehr belohnen, noch weniger Den zum Schweigen zwingen, der seine öffentlich beleidigte Ehre auch

öffentlich zu vertheidigen Gelegenheit hatte, dennoch aber mit Bescheidenheit und Ehrfurcht erzählte. Mehr kann der nicht thun, welcher in meiner Lage war; und der Vortrag meiner Geschichte entschuldigt den Irrthum eines Monarchen, der als Mensch von Menschen hintergangen wurde und mir vielleicht aus solchen Ursachen keine Gerechtigkeit wollte widerfahren lassen, die meinen Lesern ein ewiges Räthsel bleiben werden, weil ich keines Freundes Nachruf in mein Schicksal verwickeln will.*)

---

*) Trenck spielt hier offenbar darauf an, daß sein Liebesverhältniß mit der Prinzeß Amalie die eigentliche Ursache der grausamen Verfolgung war, die nicht nur er selbst, sondern sogar seine ganze Familie von dem großen Friedrich zu erdulden hatte, der sich bis zu seinem Tode unversöhnlich zeigte, da er Trenck, wenn er ihn auch auf die Fürbitte Maria Theresia's aus dem Gefängnisse entließ, doch hartnäckig jede Rechtfertigung und Genugthuung versagte, ja, ihm nicht einmal das confiscirte Vermögen zurückgab, obgleich er bei sich selbst diese Confiscation als eine Ungerechtigkeit erkennen mußte, und zwar um so mehr, da Trenck, aus dem Dienst gestoßen, nicht einmal als Deserteur zu betrachten war, sondern nur als ein entflohener Gefangener. Die Mäßigung und Verschwiegenheit, mit welcher Trenck seine Lebensgeschichte schrieb, macht ihm daher alle Ehre und giebt das günstigste Zeugniß für seinen Character, zumal es ihm bekannt sein

„Friedrich ruhe daher in Frieden. In meinem Herzen bleibt gewiß ewig Friede, welchen kein innerer Vorwurf beunruhigen kann. Die Nachwelt, welche ihm Ehrensäulen aufbaut, setzt gewiß keinen Schandpfahl auf mein Grab, und das ist Ehre genug für den, welchen ein mächtiger König seiner Art verfolgte und als einen Uebelthäter unversöhnlich mißhandelte. Er ist nicht mehr; — seine Gewalt ist vereitelt; ich stehe aber noch auf der Bühne, und hoffe, bis zum letzten Auftritte nicht ausgepfiffen zu werden, weil meine ganze Handlungsweise bisher mit Händeklatschen aufgenommen wurde. Beleidigt habe ich diesen Vater der Preußen nie, folglich habe ich auch keine Ursache, etwas zu widerrufen oder abzubitten. Ehre genug, daß der gegenwärtige Landesvater mir wirklich ein Privilegium exclusivum gegeben hat, meine Lebensgeschichte nebst allen meinen

---

mußte, daß das Verhältniß, in welchem er zu der Prinzeß Amalie gestanden hatte und die Liebe, die sie ihm bis zu ihrem letzten Athemzuge bewahrte, für die ganze Welt kein Geheimniß war. — Sie hatte es übrigens um ihn verdient, daß er das Geheimniß so treu bewahrte, denn nur sein eigenes Geständniß konnte das Gerücht, so laut es auch sprach, zur Gewißheit erheben.

Schriften drucken und öffentlich verkaufen zu lassen. Kann die Wahrheit wohl ein kräftigeres, ein rühmlicheres Siegel erhalten? Und wer kann an der Glaubwürdigkeit meiner erzählten Begebenheiten zweifeln, da viele Augenzeugen noch wirklich leben?

„Ueber das, was mir in Wien geschah, habe ich laut geklagt, kühn geschrieben. — — — In Oesterreich und Preußen ist mein Buch privilegirt, folglich als reine Wahrheit anerkannt.

„Daß mir unter dem Scepter der großen Maria Theresia Unrecht geschehen ist, war die Schuld der Jesuiten. Durch diese wurde die beste Monarchin hintergangen und ich war zu stolz, zu saumselig, zu trotzig auf mein Recht, um Seitenwege zu suchen: Meine Feinde und Verleumder wachten; ich schlummerte gleichgültig und verlor Alles!

„Der neue Beherrscher der österreichischen Staaten hatte mir nichts genommen, folglich war er auch nicht verpflichtet, mir etwas wieder zu geben. Ich klopfte an; es hieß: Res judicata est.*) Das war aber ein Irrthum, denn nicht durch Richter- sondern durch Macht-Spruch hatte ich Alles

*) Der Richterspruch ist in dieser Sache gefällt.

verloren. — Eine Hofresolution hat mich beraubt, und bisher hat der gerechtigkeitsliebende Kaiser es noch nicht für gut befunden, mir durch eine andere Hofresolution das Geraubte, — wenn auch nur zum Theil, zurück zu geben. Daß aber die österreichischen Gerichtsstellen mich so ungerecht behandelten, ist nicht des Kaisers Schuld, denn ein Herrscher muß seinen Referenten glauben; diese waren Bösewichter und Betrüger, und ich verschmähte den Weg in den Controlor-Gang*) zu machen, weil ich keine Gnade suchte, sondern Recht, und von dem Wahne befangen war, dies könnte ich auf gradem Wege bei den Gerichten selbst finden.

„Die, welche mich bei dem Kaiser als einen unruhigen Kopf verleumdeten, und die ich schon längst als Schurken bezeichnete, sind jetzt meistens

*) Kaiser Joseph erleichterte die Vorbringung von Bitten oder Beschwerden mehr als vor oder nach ihm irgend ein anderer Monarch. Auch der geringste seiner Unterthanen hatte an gewissen Tagen und Stunden freien Zutritt zu ihm. Er nahm dann die Bittschriften und Vorstellungen in Empfang und ging sie größtentheils selbst durch. Der Ort, an welchem sich die Sollicitanten zu der allgemeinen Audienz versammelten, hieß der Controlor-Gang. — Dies zur Erklärung der Worte Trenck's.

im Zuchthause; aber kann mir das eine Genugthuung sein, wenn ich gleichwohl noch immer vergeblich auf die Vergütung des mir widerfahrenen Unrechts warte?

„Die Gerichtshöfe selbst klage ich nicht an, denn sie entscheiden nach den Referaten; die ungetreuen Referenten sind daher allein anzuklagen, und nach der Entfernung der Genannten sitzen in den Collegien noch manche Gleichgesinnte, welche durch die Verfolgung eines Ketzers, selbst wenn diese Verfolgung ungerecht ist, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun glauben.

„Ich bitte demnach diese Herren nicht um Verzeihung, wenn ich ihnen durch meine Lebensgeschichte die Furcht einflößte, ich würde auch ihre Namen öffentlich bekannt machen. Ich bitte aber das Publikum um Verzeihung, daß ich sie nicht genannt habe. Es geschah nicht aus Furcht oder Schmeichelei; nein, ich bin der Verfolgung müde; ich suche Ruhe bei grauen Haaren; die Klugheit heißt mich seufzend schweigen. — Ich bitte aber diese lieben Herren recht inständigst, mich wenigstens in Zukunft ungeschoren zu lassen und verspreche ihnen, vor der Gerichtsstube ein eben so ehrfurchtsvolles Compliment

zu machen, als ich sonst nur vor ehrlichen Männern zu machen gewohnt bin. Gott behüte mich aber, noch jemals in derselben zu erscheinen."

— — — — — — — — — —

„Jaschinsky, den ich während meines Aufenthaltes in Königsberg sah, aber nicht sehen wollte, wird mir diese Nichtachtung gewiß verzeihen. Ich wollte ihn nicht zwingen, vor mir schamroth die Augen niederzuschlagen. Er ist ohnehin genug gestraft dafür, daß er mich durch seine Verleumdung unglücklich machte; denn er empfindet als sechsundsiebenzigjähriger Greis die Schmerzen des Alters und eines belasteten Gewissens und ist von Niemand geachtet, obgleich er seit vierzig Jahren eine Pension von tausend Thalern jährlich genießt und dem Staat daher vierzigtausend Thaler kostet, eben die Summe, die der Staat durch die von Jaschinsky veranlaßte Confiscation meines Vermögens gewann, so daß gewissermaßen ich es bin, der meinem Verleumder seine Schmach bezahlte. — Uebrigens hat sein Gewissen ihn geschlagen und Gott ihn für das, was er mir angethan, auf sichtbare Weise gestraft. Denn als ich nach Königsberg kam, wurde er bald darauf wahnsinnig. Es ist leicht möglich, daß die

Veranlassung zu seiner Geisteszerrüttung die Vorwürfe seines Gewissens waren, daß er mich im Jahre 1746 durch seine Verleumdung unglücklich machte, und wohl war dazu hinreichender Grund vorhanden. — Schon mein Vetter hatte es in Wien immer geleugnet, den Brief an mich geschrieben zu haben, den Jaschinsky dem Könige übergab und der Veranlassung war, daß ich nach Glatz gebracht wurde; und jetzt erhielt ich die überzeugenden Beweise, daß Jaschinsky selbst diesen Brief geschmiedet hatte, so wie, daß er ihn durch seine Geliebte, die Frau des sächsischen Gesandten in Berlin, von Oesterreich aus zu expediren wußte. — Und zu diesem Schurkenstreiche, welcher das ganze Lebensglück eines unschuldigen Menschen vernichtete, hatte nur die gemeinste Gewinnsucht ihn bewogen! Er war mir dreihundert Dukaten schuldig, die ich ihm geliehen hatte, und die er mir nie zurückbezahlte; außerdem aber blieb der größte Theil meiner sehr werthvollen Equipage in seinen Händen zurück und er entblödete sich nicht, sie für sich zu behalten! Der Generallieutenant, Baron von Posadowsky, hat mir selbst gesagt, daß er Jaschinsky damals einen Theil der mir zugehörigen Equipage abkaufte.

Außerdem aber erbat und erhielt er sogar noch von dem Könige einen Antheil an meinem confiscirten Vermögen!"

— — — — — — — — — —

„Den seraphischen Vater Franciscus muß ich auch noch, da er jetzt in der Ewigkeit vielleicht nur ein Franciscaner ist, reumüthig um Verzeihung bitten, weil ich in meinen Schriften seinen heiligen Orden so verächtlich entlarvt habe. Wer diese auf Erden so garstig stinkenden Seraphinen im innern Werthe sowohl, als in ihrem körperlichen Sauleben kennt, zugleich aber auch ihre heimtückischen boshaften Handlungen durchforschte, und sie bei dem Termin=traben, Lukas=Zettel= und Ablaßnegotio, am Tische, in ihren Klöstern, und am Weinfasse, im Beicht=stuhle oder bei Hofe gesehen und so wie ich geprüft hat, der riecht ihren gifthauchenden Gestank von weitem und flieht sie mehr, als die Herren Teufel ꝛc. ꝛc.

— — — — — — — — — —

„NB. Meinen lieben, ganz entsetzlich geplagten Schutzengel bitte ich wohl herzlich um Verzeihung, weil ich ihm in meinem ganzen Leben so viel zu schaffen machte. Gewiß war es ein schwerer Posten, über den Trenck zu wachen, damit er seine verwegenen

Füße nicht an einen Stein stoße und den tollkühnen rebellischen Kopf nicht durch den Inquisitions-Scharfrichter verliere. Hier hat die liebe, zu meiner Aufwartung verurtheilte Ordonnanz wohl ihre Schuldigkeit vollzogen, und einen ganz neuen Himmel verdient, wo die seligen Geister nicht mehr mit so mühseligen Verrichtungen gequält werden. Hingegen hat er grob gefehlt, daß er dem Teufel zuließ, mir die Finger zu führen, wenn mein böser Wille mich reizte, die Feder in die Faust zu nehmen. Hätte er zuweilen zu rechter Zeit mir das Dintenfaß weggerissen, und so wie Doctor Luther dem leidigen verführerischen Satan an die Bockshörner geworfen, so würde ich gewiß zurückgehalten haben, gegen Priester-Arglist, Fürsten-Eigenmacht, Laster, Spielpest und Gerechtigkeitsverdreher so frei zu schreiben und mir hierdurch so viel Verfolgungen zuzuziehen, daß mein Schutzengel gewiß zuweilen noch Adjutanten gebraucht haben muß, um mich aus verwickelten Schicksals-Labyrinthen herauszureißen. Vielleicht gestattete er aber das Uebel aus besonderer Absicht, um etwas Gutes dadurch zu bewirken. Der Teufel, welcher mich zum Schreiben verführte, und noch heute dazu reizet, sollte mich durch Leiden

glücklich machen. Ich war von Ewigkeit zum Gefäß des Zornes Gottes auf Erden bestimmt, um erst dann belohnt zu werden, wenn ich nicht mehr bin."

— — — — — — — — — —

„Meinen Gott bitte ich demüthig um Verzeihung, wenn ich zuweilen in Drangsalen, welche menschliche Kräfte übersteigen, an alle den Schullehrern zu zweifeln Ursache fand, die den gütigsten Weltvater als einen rachsüchtigen, unversöhnlichen, unbarmherzigen, ruhmsüchtigen, von Leidenschaften gequälten und durch Altersschwächen mürrisch gewordenen Greis schildern. Meine Schuld ist es nicht, daß ich Verstand zum tiefsinnigen Nachgrübeln der reinen Wahrheit besaß und zugleich durch Umgang mit Menschen, durch das Lesen der alten Geschichte, durch die Gelegenheit, Priester aller Gattungen und Meinungen zu kennen, auch besonders Ursache fand, an aller Menschen Lehrgebäuden zu zweifeln. Dieser Verstand gebar eine edle Wißbegierde und einen Trieb, weiter nachzuforschen!"

— — — — — — — — — —

„Da ich Alles, was ich je beleidigt, gern versöhnen wollte und eben deswegen meine reuerfüllte Abbitte in diesen Blättern angebracht, auch, wie ich

hoffe, mit allgemeiner Befriedigung buchstäblich vollzogen habe, bitte ich noch schließlich meinen lieben Schutzengel herzlich um Verzeihung, falls ich ihm so viel vergebliche Arbeit für meine Seele sollte gemacht haben, da er mich in Leibesgefahren so viele mal vom Ersaufen, Erschießen, Ersticken, Hals- und Beinbrechen und Verhungern so wunderlich errettet hat. Hätte er diese Mühe für meine Seele angewandt, und dagegen den nichtswürdigen Leib vernachlässigt, dann würde ich weniger auf Erden gelitten, auch weniger Aergerniß verursachende Schriften an das Tageslicht gebracht haben, und würde vielleicht heute in einer Derwisch-, Mandarinen- oder christlichen Mönchskutte herumwandeln.

„Nun schreibe, wer da will, de ratione sufficienti. Ich glaube einmal fest und heilig, daß nichts ohne erhebliche Ursache im Himmel noch auf Erden geschiehet, noch das ist, was es zu sein scheinet, und dann spotte und table jeder Journalist, Recensent, Theolog, Grammatist, Schulfuchs oder wirklicher Gelehrter, meine Schriften, auch dieses mein Glaubensbekenntniß nach Wohlgefallen oder Schulregeln, wie er immer will! Es kaufe, lese und schätze meine Bücher, wer da will, oder verachte

und verbrenne sie nach Belieben! — Ruhmsucht war nie meine Schwäche; ich wurde zufällig ein Original-Autor, und gefallen meine Schriften nicht, will mich Niemand copiren, dann ahme er mir in meinen Handlungen, in Standhaftigkeit und moralischen Tugenden nach, so ist er unfehlbar ein guter Christ, ein brauchbarer Mann im Staate, und ein redlicher Mensch. Dieses war der Zweck meines Daseins; den hab' ich erfüllt, und mehr will ich nicht!"

---

Mit diesen Worten schließt Trenck seine Lebensgeschichte und seine schriftstellerische Laufbahn. Ungefähr um eben diese Zeit wurde ihm sein confiscirtes väterliches Erbe zurückgegeben, und König Friedrich Wilhelm II., der das, was er als Recht erkannt hatte, auch in's Leben treten lassen wollte, sicherte dem ungerecht Beraubten auch die Erstattung der Einkünfte zu, die ihm vierzig Jahre lang entzogen worden waren. Es kam dabei nur noch auf die Ermittelung der Summe an, denn der Bescheid überhaupt war erlassen, und dem Endresultate mit Vertrauen entgegensehend, wie er dies nach der in der Hauptsache bereits gemachten Erfahrung auch

mit vollem Rechte durfte, ging Trenck nach Berlin zurück und von hier nach kurzem Aufenthalte nach seinen Gütern in Oesterreich, wo er von seiner Frau und seinen Töchtern mit Sehnsucht erwartet wurde.

Er dachte mit Stolz und Dankbarkeit an seinen Aufenthalt in Preußen, und besonders in Berlin, zurück; er sprach dies aus, und richtete an Berlin den folgenden

Abschiedsgruß.

Von Ehre satt, so wie Trajan,
Nachdem er Roms Triumph genossen;
Von Ehre satt, so wie ein Mann,
Der das vergißt, was schon verflossen;
Beruhigt über mein Geschick,
Das mich durch Sturm zum Hafen führte,
Seh ich als Weiser nicht zurück
Auf das, was mir mit Recht gebührte;
Genug, ich fand hier in Berlin,
Was mir bisher unmöglich schien.

Wer Friedrichs Grimm, wie ich, empfand,
Der kann Bedrängte trotzen lehren;
Und wer, wie ich, am Ruder stand,
Dem kann kein Wahn die Richtung stören.
Stolz seh ich meine Flagge wehn.
Nach Tugend war mein Kiel gerichtet.
Nun ist mir wirklich das geschehn,
Was Neid und Mißgunst nie vernichtet.
Nun deckt mein Recht Medusenschild,
Weil Wilhelm Fürstenpflicht erfüllt.

Monarch! Dich großen Mann verehrt
Ein Mensch, der Deine Huld empfindet,
Ein Mensch, der seinen Brüdern lehrt,
Wie Wohlthat uns zum Dank verbindet.
Du willst ein guter König sein;
Die Tugend soll Dich Vater heißen.
Ja, Vater, auch mein Herz ist Dein!
Es spricht, es denkt: Jauchzt, edle Preußen:
Von allen Völkern, die ich sah,
Steht Ihr im reinsten Glücke da.

Ergreift die Waffen stolz für Ihn,
Wo Herrschsucht seinen Frieden störet;
Bleibt, wo ihr Waffen brauchet, kühn,
Seid groß, wo Arglist kriechen lehret;
Folgt jedem Wink, wo Wilhelm spricht:
Ich will, mein Volk soll mit mir lachen.
Seid arbeitsam bei Bürgerpflicht;
Lernt für des Staates Wohlfahrt wachen,
Und da, wo Irrwahn Dank vergißt,
Dankt Gott, daß Wilhelm König ist.

Auch Dir, Monarchin, brennt mein Dank,
Und Ehrfurcht nährt mein wirkend Feuer.
Der Trenck, der bis zur Schmach versank,
Erschien bei Hofe ohne Schleier.
Hier lachten mich die Fürsten an,
Die Friedrichs großen Stammbaum zieren;
Sie kannten mich als einen Mann,
Der Nichts im Unglück kann verlieren,
Und zeigten, was der Edle fühlt,
Wenn er auf den Bedrängten sieht.

Berliner Freunde, lebet wohl!
Mein Herz soll dankbar für euch glimmen;
Was ich für euch empfinden soll,
Wird ewig meinen Zweck bestimmen.
Ich sah, — o Wonne! — ja, ich sah
In euren Augen Mitleid funkeln.
Und Alles, was mir hier geschah,
Wird Mißgunst mir nicht mehr verdunkeln.
Der Beifall, den Berlin mir gab,
Ist mein Triumph und krönt mein Grab.

Ihr Helden für das Vaterland,
Mit denen ich die Waffen führte;
Auch ihr reicht mir die Bruderhand,
Die Friedrichs Thron mit Lorbeern zierte.
Welch Glück! Ein Greis umarmet mich,
Der mich als Jüngling Bruder nannte;
Und Greise sagen: Bruder, Dich
Verehrt, wer Deine Seele kannte.
Bei solchem Auftritt steigt mein Muth
Und stürmt noch im Soldatenblut.

Gelehrte Männer für den Staat,
Wo Herzberg an der Spitze pranget,
Wer euch, wie ich, gesehen hat,
Wer mit der Klugen Beifall pranget;
Wer in der Wissenschaften Bahn
Mit euch nach Lorbeerzweigen ringet,
Den sieht die Welt voll Ehrfurcht an,
Wenn ihm sein Zweck bei Euch gelinget.
Ihr schätzt mich Eurer Achtung werth,
Weil Euch die Wißbegierde nährt.

Euch Bürger dieser großen Stadt,
Wo Trenck's Geschichte Mitleid weckte,
Die meine Qual erschüttert hat,
Noch da euch Friedrichs Zorn erschreckte,
Euch dank' ich, wie ein Bruder dankt,
Der Bruderliebe Werth erkennet;
Wer mit Euch um den Vorzug zankt,
Wo Patrioteneifer brennet,
Der hat schon so, wie ich, gezeigt,
Warum der Kluge seufzend schweigt.

Ihr Schönen, die mein Buch gerührt,
Die mein Geschick zum Mitleid regte,
Gönnt mir das Recht, das dem gebührt,
Dem Venus hier die Falle legte;
Mein Erstlingsopfer bracht' ich hier,
Hier lernt' ich schön und edel lieben;
Und diese Fühlart ist auch mir
Im grauen Kopfe treu geblieben.
Streut Blumen auf das graue Haar,
Und bildet Schüler, wie ich war!

Vor mir blinkt wenig Hoffnungslicht,
Wo scheele Mißgunst auf mich lauert.
Man kennt den Werth des Mannes nicht,
Wo Wissenschaft und Ehre trauert;
Doch reißt mein Schicksal mich dahin.
Geduld! Mein Rennlauf naht dem Ziele!
Weil ich mit Recht bedauert bin,
So lach' ich bei dem Gaukelspiele.
Der Vorhang fällt; — dann folgt die Ruh;
Wer zusah, klatscht mir Beifall zu!

Mit diesen Worten nahm Trenck nicht nur von Berlin Abschied, sondern auch von seinem öffentlichen Wirken als Schriftsteller, um jetzt endlich, wo er sein zweiundsechzigstes Jahr angetreten hatte, der Ruhe zu genießen, die er sein ganzes, langes Leben hindurch nicht finden konnte, nach der er sich endlich aber wohl dringend sehnen mochte, so ruhelos auch sein Geist stets gewesen, so frisch und jugendlich er selbst jetzt noch war.

Ueberblickt man nun sein ganzes Leben, so gleicht es dem eines Schiffers, der bei dem heitersten Wetter und unter den glücklichsten Anzeichen hinaussteuerte auf das spiegelglatte Meer des Lebens, dessen Barke aber alsbald vom Sturme erfaßt und beständig dem Untergange nahe, zwischen Klippen, Strudeln und Sandbänken umhergeschleudert wurde, wobei indeß der Schiffer Muth und Geistesgegenwart nie ganz verlor, ja sogar die Gefahr, der er so eben erst entronnen war, tollkühn immer auf's Neue wieder aufsuchte, ohne sich um die Gewinnung eines sichern Hafens zu bekümmern, bis dieser ihm endlich spät am Abend winkte, wo er ihn am wenigsten erwarten durfte.

Dabei muß man dem Character Trenck's eben

so wie seinem Muthe, seiner Standhaftigkeit, seinen Kenntnissen und Fähigkeiten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß er ein ausgezeichnet begabter Mensch war, daß er die natürlichen Gaben, welche Gott ihm verliehen, durch eigene Anstrengung auszubilden sich bemühte, geht aus Allem hervor. Dabei zeigte er eine seltene Unerschrockenheit in der Bekämpfung des Bösen, wo immer er es fand, einen tiefen Abscheu vor jeder ungerechten oder gemeinen Handlung und daß er nicht rachsüchtig war, zeigt die Schonung, mit welcher er über Friedrich den Großen und Maria Theresia spricht, deren seltene Eigenschaften er mit wahrer Verehrung anerkannte, während er die Ungerechtigkeit, ja, die Grausamkeit, die er von Beiden zu erdulden hatte, damit entschuldigt, daß sie durch boshafte Verleumder über ihn, seinen Character und seine Absichten getäuscht wurden.

Man darf daher Friedrich von der Trenck nicht nur wegen seiner Schicksale, sondern auch wegen seiner Eigenschaften einen ausgezeichneten Menschen nennen, und wohl verdienten es manche seiner Schriften, der Vergessenheit entrissen zu werden.

# Epilog.

Trenck kehrte von Berlin nach Oesterreich mit der Absicht zurück, nach der Wiedererlangung seines confiscirten Vermögens den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben, wie er dies selbst als festen Vorsatz ausgesprochen hatte; allein es waren prophetische Worte gewesen, als er sagte: „Vielleicht ist mir die ersehnte Ruhe nur jenseit des Grabes bestimmt!"

So war es in der That, denn während er zu Ende des Jahres 1787 nach Oesterreich zurückkehrte, finden wir ihn bereits im Jahre 1789, nachdem die ersten Stürme der französischen Revolution begonnen hatten, in Paris. Waren es die neuen Ideen, die dort auftauchten, waren es die Wirren, welche auf seinen ruhelosen Geist eine unwiderstehliche

Anziehungskraft äußerten, waren es neue Unglücksfälle, Verluste im Schooße seiner Familie, waren es Anfeindungen und Verfolgungen, die ihn veranlaßten, seine Herrschaft Zwerbach, und wahrscheinlich auch seine Familie, zu verlassen und sich nach Paris in den gefährlichen Krater politischer und nationaler Wirren zu begeben, — wir wissen es nicht zu sagen. Dort aber sollte er, der Freiheits-Enthusiast, der muthige Vorkämpfer gegen die Willkührherrschaft der Fürsten, er, der eben die Ideen, welche in Frankreich durch ihren Mißbrauch alles Bestehende über den Haufen stürzten, schon viele Jahre zuvor allein gegen eine Masse übermächtiger Feinde verfochten hatte, eben diesen Ideen zum Opfer fallen, weil er — auch noch zum Schlusse seines Lebens falsch beurtheilt wurde, — weil er, jeder Furcht unzugänglich, das muthig und entschieden aussprach, was er für wahr und recht erkannte, — weil er sich der Tyrannei des Volkes eben so wenig bittend beugen wollte, wie in dem Laufe seines ganzen Lebens der Tyrannei der Fürsten und bestechlicher Richter.

So war es also Trenck nicht bestimmt, ruhig im Schooße seiner Familie, umgeben von lieben

Angehörigen, zu sterben, die ihm liebend die Augen zudrückten, seiner Leiche die letzte Ehre erwiesen, und durch ein Denkmal die Stelle bezeichneten, wo Der die erste Ruhe gefunden, welche für die gewöhnliche Menge der Menschen die letzte genannt wird.

Nein, er sollte sein Ende auf dem Blutgerüste in einem fremden Lande finden, zum Tode unschuldig verurtheilt, wie früher zum Gefängniß, bei seinem Tode nur umringt von blutigen Henkern. Kein Trauergefolge begleitete seine Leiche zum Grabe, und wo sein verstümmelter Körper unter der Erde die Ruhestätte fand, die er auf der Erde sein ganzes Leben lang vergeblich gesucht hatte, das weiß kein Mensch zu sagen.

Wir lassen von seinen letzten Lebensmomenten hier zum Schlusse unserer Schilderung Trenck's einen dem Moniteur entlehnten Bericht folgen:

Am 7. Thermidor des Jahres II (im Juli 1794) erschien vor dem Revolutionstribunal in Paris ein alter Mann, dessen hohe Gestalt (von beinahe sieben Schuh) die Bajonette der ihn umringenden Gensdarmen überragte, unter der Anklage, als geheimer Agent dem König von Preußen gedient, und die Verschwörung der Gefangenen von

St. Lazare mit angezettelt zu haben. Dieser Angeklagte war der Freiherr Friedrich von der Trenck, achtundsechzig Jahr alt, geboren zu Königsberg in Preußen. „Ihr werdet beschuldigt," sagte der Präsident Herrmann, „mit den Herrschern Europa's gegen die Freiheit der Franzosen Euch verschworen zu haben. Man hat einen Brief aufgefangen, in welchem Ihr Euch auf höchst zweideutige Weise über die neuesten Ereignisse ausdrückt." — „Ihr seid getäuscht worden," versetzte Trenck, „ich habe seit langer Zeit nichts mehr mit den Großen der Erde zu schaffen, welche mich einst so schmählich mißhandelt. Oder wähnt Ihr, sie würden mich zu ihrem Vertrauten erwählen, von dem sie wissen, daß er ihnen Rache geschworen?" Er entblöste den Arm, hob ihn empor, und fuhr fort: „Seht hier die Narben der Fesseln, die einst mich wund drückten, und wagt dann, Eure Beschuldigung zu wiederholen." Diese Worte des kräftigen Greises blieben nicht ohne Eindruck auf die Zuhörer, und erst nach einer Pause sagte der Präsident: „Dennoch steht Ihr mit dem Kaiser Joseph II. im Briefwechsel." — „Ich stand mit ihm in Briefwechsel, doch seit langer Zeit ist das vorbei. Vergönnt mir,

mich zu erklären.“ Der furchtbare Fouquier-Tinville that Einspruch; es sei bald Mittag, sprach er, und bis um vier Uhr müßten noch vierzehn Angeklagte abgehört werden, so daß keine Zeit zu verlieren sei. „Keine Zeit zu verlieren?“ versetzte Trenck, den kleinen Ankläger von oben herab betrachtend. „Das nennt Ihr also verlorene Zeit, wenn Ihr die Vertheidigung eines unschuldig Angeklagten hört?“ — Trotz des Einspruchs des öffentlichen Anklägers gestattete der Präsident dem Beschuldigten zu reden, und dieser hob an: „Bürger, mehr als zehn Jahre meines Lebens hindurch war ich mit Ketten belastet, bis endlich ein glücklicher Umstand mich erlöste. Ihr könnt denken, daß ich die neuerrungene Freiheit als ein unschätzbares Gut zu würdigen wußte, und mein Bestreben war, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Ich vermählte mich zu Aachen mit der Tochter des dortigen Bürgermeisters, widmete mich dem Handel, den Kriegswissenschaften und der Literatur. Ich gründete eine Zeitung, die ich später aus Achtung für eine hohe Wohlthäterin wieder aufgab, doch ohne deshalb meinen Grundsätzen zu entsagen. Dies geschah im Jahre 1772. Von

1774—1777 durchreiste ich Frankreich und England, und in Paris erwarb ich die Freundschaft Franklin's, des weisen Mannes von spartanischer Tugend, auf welchen ich jenen berühmt gewordenen lateinischen Vers dichtete: Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.*) Nach meiner Heimkehr wollte man mir ein öffentliches Amt vertrauen. Aber der Tod meiner Wohlthäterin, der großen Maria Theresia . . . ."

Fouquier und der Präsident selbst ermahnten Trenck, und zwar nicht auf die freundlichste Weise, vor einem Revolutionstribunal nicht das Lob gekrönter Häupter zu posaunen, doch er ließ sich nicht stören, und fuhr fort: „Nach dem Tode der großen Maria Theresia zog ich mich auf das Land zurück und baute meine Scholle. Ja, Bürger, Der, welchen Ihr beschuldigt, den Aristokraten anzuhängen, war Franklin's Freund und führte den Pflug in der Ebene von Zwerbach. Im Jahre 1787 erhielt ich endlich die Erlaubniß, mein Vaterland wieder zu sehen; doch blieb ich nicht längere Zeit in Preußen,

*) Anspielung auf Franklin in doppelter Eigenschaft als Erfinder des Blitzableiters und Mitbefreier Amerika's.

als ich bedurfte, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen; der Gegenstand meiner ergebensten Gesinnung sank bald darauf ins Grab und ich verbannte mich wiederum, diesmal freiwillig, aus dem Lande, in welchem ich Alles durchgemacht, was irgend nur den Mann erhebt oder zerschmettert. Um jene Zeit erschienen meine Denkwürdigkeiten, welche, wie Ihr wißt, die Aufmerksamkeit ganz Europa's erregten. Wäre ich den Grundsätzen der Freiheit minder ergeben gewesen, ich hätte dazumal leicht mein Glück machen können, indem ich diese Grundsätze opferte. Aber ich blieb standhaft, und hatte deshalb neue Verfolgungen zu erdulden. Bürger, ich war der Erste, der zu Wien laut und öffentlich die französische Revolution vertrat. Ich wurde deshalb mit siebenzehntägigem Arrest belegt, und erhielt die Weisung, kein Wort mehr über diesen Gegenstand drucken zu lassen, wenn ich nicht zu Wien auf's Neue eingekerkert sein wollte.*) Ihr werdet gestehen, Bürger, daß dies eine sonderbare Aufführung für einen

*) Hier also empfangen wir wenigstens eine Andeutung des Grundes, weshalb er Oesterreich verließ, zugleich aber auch den Beweis, daß er sich, seines festen Vorsatzes ungeachtet, der Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten und die Politik nicht zu enthalten vermochte.

Knecht der Tyrannei, für einen Aristokraten, war. Seit 1791 bewohne ich Paris, und diese vier Jahre meines hiesigen Aufenthaltes widmete ich den Studien und der Herausgabe einiger Schriften, welche, wie ich glaube, nicht ohne heilsamen Einfluß auf die politische Erziehung des französischen Volkes geblieben sind. Wenn ich nicht, wie ich vielleicht gesollt hätte, die Versammlungen besucht habe, so glaubte ich, man würde auf mich, als auf einen Ausländer, doch nicht sonderlich hören. Im Uebrigen, Bürger, fragt die Vorsteher der Section des Lombards, ob ich mich stets als guter Bürger und Ehrenmann betragen habe?"

In seiner Widerrede ließ Fouquier-Tinville die Anklage des Aristokratismus halb und halb fallen, um desto eifriger sich an die Verschwörung des Gefängnisses von Saint Lazare zu halten, an der mit sechzig Angeklagten, worunter auch André Genier, Soucher und Bart genannt wurden, Trenck sollte Theil genommen haben, was abzuleugnen er verschmähte, indem er behauptete, es sei das Recht des Eingekerkerten, sich zu befreien; das Prinzip der Revolution selbst sei kein anderes. So wurde er zum Tode verurtheilt; ein Wort des Läugnens

hätte vielleicht ihn gerettet, da seine Vertheidigung die Geschworenen für ihn gewonnen hatte. Um zwei Uhr war das Urtheil gefällt worden, um fünf Uhr wurde es vollstreckt. Mit Trenck wurden zwei Dichter hingerichtet, Roucher und der junge Genier, nebst siebenundzwanzig anderen Opfern.

So endete der Mann, welcher als Soldat einem Könige gedient, und keinen anderen Lohn davon getragen, als lange Gefangenschaft, und den nun jenes Prinzip tödtete, dem er mit Wort und Schrift sich als einen der eifrigsten Anhänger geweiht. — Er war einer von denen, an welchen das Glück stets nahe und dennoch unerreichbar vorübergeht; vierundzwanzig Stunden Aufschub würden seinen Kopf gerettet haben!

Trenck hatte am Tage vor seiner Hinrichtung ein unabweisbares Vorgefühl seines nahen Todes, und gab seinem Leidensgefährten, dem Grafen P . . . . , das letzte Andenken, das er von Der besaß, welche die erste unschuldige Quelle seiner Leiden war: Eine Dose von Schildpatt mit dem Portrait der Geberin. Den Grafen rettete der 9. Thermidor, und seine Familie bewahrt heutzutage noch die Dose.

## Inhalt des dritten Bandes.

Alvensleben, Ludwig

Friedrich von der Trenck Historischer Roman von A. v. L

Bd.: 3

Celle 1860